HEFT 5 | SOMMER 03 | FR 6 | EURO 4

DAS ZIEL RICHTIGER PRAXIS WÄRE IHRE EIGENE ABSCHAFFUNG
(THEODOR W. ADORNO)

RISSE
ANALYSE UND SUBVERSION

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

IRAK REPORTAGE NACH SADDAMS STURZ
RENTENABBAU SCHUFTEN BIS ZUM UMFALLEN
MECCA-COLA THERE IS NO BUSINESS LIKE JIHAD BUSINESS

RISSE
ANALYSE UND SUBVERSION

ZU JEDEM NEUABO EIN BUCH

LÉON POLIAKOV
VOM ANTIZIONISMUS ZUM ANTISEMITISMUS
ÇA-IRA VERLAG, 1992

Dieses Pamphlet Léon Poliakovs, des Autors der achtbändigen «Geschichte des Antisemitismus», beschreibt die Karriere des Antizionismus seit Lenin. Was zu Beginn als Kritik des jüdischen Nationalismus auftrat, verwandelte der stalinsche «Sozialismus in einem Land« nach und nach zum Tarnwort des sowjetischen Antisemitismus.

ANDREA ZUR NIEDEN
STAR TREK
DIE KULTURINDUSTRIELLE VERWERTUNG DES TECHNOLOGISIERTEN SUBJEKTS
ÇA-IRA VERLAG, 2003

Am Beispiel der Star- Trek-Serie wird untersucht, in welcher Art und Weise, in welchem Funktionszusammenhang und mit welcher Bewertung hier Biotechnologien thematisiert werden. Vor dem Hintergrund einer globalisierten Ökonomie wird dabei insbesondere die Problematik der in dieser Serie anvisierten Medizintechnolgien, aber auch die Rolle, die das Feindbild der Borg spielt, verhandelt.

Ich bestelle ein

☐ **Abo** (4 Ausgaben) für Fr. 36.– /€ 26.–

☐ **Soli-Abo** (4 Ausgaben) für Fr. ____ /€ ____

Alle Preise inklusive Versandkosten.

dazu bekomme ich gratis das Buch

☐ Vom Antizionismus zum Antisemitismus

☐ Star Trek

Name _____

Strasse _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

Unterschrift _____

Diesen Talon einsenden an:
RISSE Magazin, Postfach 3119, CH-8021 Zürich

Abos im Netz unter www.risse.info

ça ira

Matthias Küntzel
Djihad und Judenhaß
Uber den neuen antijudischen Krieg
200 Seiten • 13 00 € • ISBN 3-924627-06-1

Christoph Burgmer
Das negative Potential
Vier Gespräche mit Johannes Agnoli
100 Seiten • 10 00 € • ISBN 3-924627-07-X

Initiative Sozialistisches Forum
Furchtbare Antisemiten, ehrbare Antizionisten
Uber Israel und die linksdeutsche Ideologie
2 erw Aufl • 200 Seiten • 14 00 € • ISBN 3-924627-08-8

Eugen Paschukanis
Allgemeine Rechtslehre und Marxismus
Versuch einer Kritik der juristischen Grundbegriffe
200 Seiten • 17 00 € • ISBN 3-924627-79-7

Nadja Rakowitz
Einfache Warenproduktion
Ideal und Ideologie
2 korr Aufl • 380 Seiten • 19 00 € • ISBN 3-924627-65-7

Andrea zur Nieden
Star Trek
Die kulturindustrielle Verwertung des technologisierten Subjekts
140 Seiten • 12 00 € • ISBN 3-924627-72-X

Moishe Postone
Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft
Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx
500 Seiten • 34 00 € • ISBN 3-924627-58-4

Aus dem Programm

Initiative Sozialistisches Forum
Flugschriften
Gegen Deutschland und andere Scheußlichkeiten
158 Seiten • 13 00 € • ISBN 3-924627-77-0

Initiative Sozialistisches Forum
Der Theoretiker ist der Wert
Kritik der Krisis-Gruppe
120 Seiten • 12 00 € • ISBN 3-924627-56-8

Helmut Reichelt
Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx
285 Seiten • 19 00 € • ISBN 3-924627-76-2

ça ira-Verlag / Initiative sozialistisches Forum
Postfach 273 * 79002 Freiburg
0761/285 95 06 * Fax 379 49
ca-ira@t-online de * www isf-freiburg org

Editorial

Die meisten Linken halten Adorno für abgehoben und elitär. Sie haben ihm nie verziehen, dass er den Schritt in die Praxis nie machen, sprich: bei den Achtundsechzigern nicht mitmarschieren wollte. Seine Kritik an der Achtundsechzigerbewegung legte er in der Schrift «Marginalien zu Theorie und Praxis» dar. Adorno kritisiert die Praxisfixiertheit der Bewegten, die sich in einer Aversion gegen Theorie und einem unreflektierten Aktionismus niederschlägt, dessen moralisches Gebot notgedrungen repressiv wird, da die Einforderung kollektiver Praxis, die sich der Theorie entledigt hat, das Individuum unter Verratsverdacht stellt. Egal welchen Inhalt eine Massenbewegung hat, trägt sie dadurch wahnhafte Züge. Wie Marx führt auch Adorno den Ursprung der Praxis auf die Arbeit zurück. Gerade deshalb begleitet die Praxis «das Moment von Unfreiheit, das sie mitschleppte: dass man einst wider das Lustprinzip agieren musste um der Selbsterhaltung willen; (...) Praxis war der Reflex von Lebensnot; das entstellt sie noch, wo sie die Lebensnot abschaffen will.» Im Gegensatz zur Praxis der Achtundsechziger, die dazu tendiert, Selbstzweck zu werden, wäre das Ziel richtiger Praxis «ihre eigene Abschaffung.»

Man kann Adorno vorwerfen, er habe die Achtundsechziger zu hart kritisiert, war doch der Protest gegen den Vietnamkrieg und die Rebellion gegen den Autoritarismus der postfaschistischen Gesellschaften zweifellos berechtigt. Der Wert seiner Kritik liegt aber in ihrer Voraussicht. Adornos simple Minimalforderung, dass jeder politischer Praxis eine Analyse der Situation vorausgehen muss, wird in den gegenwärtigen «linken» Bewegungen gänzlich missachtet. «USA, Internationale Völkermordzentrale», rufen Antiglobalisierer unbeirrt, während immer klarer wird, dass vor allem derjenige im Irak gemordet hat, von dessen Herrschaft die IrakerInnen jetzt befreit sind. Pünktlich zum 70. Jahrestag des Judenboykotts der Nazis schliessen sich immer mehr dem Aufruf an, israelische Produkte zu boykottieren, obwohl es palästinensische Terrorgruppen sind, die immer wieder alle Friedensbemühungen hintertreiben. «Der sanktionierte Wahn dispensiert von der Realitätsprüfung.»

Natürlich kann man die Achtundsechziger nicht für die gegenwärtige Friedens- und Antiglobalisierungsbewegung verantwortlich machen. Die wahnhaften Züge einer Kollektivbewegung, die zu einer theorielosen Praxis tendiert, konnten allerdings schon damals abgelesen werden. Der Maoismus wurde gerade deshalb begeistert rezipiert, weil er auf besonders dumme und unreflektierte Weise der Praxis gegenüber Theorie Vorrang gab. Maos Primat der Praxis wurde in seinem Fünfjahresplan verwirklicht, der durch seine Wirklichkeitsferne zu schrecklichen Hungersnöten führte. Dasselbe Primat rechtfertigte die Repression gegen alle, die es wagten, das maoistische Regime zu kritisieren. Diejenigen, die die Welt nicht nur zu verändern, sondern auch zu interpretieren suchten, mussten das Primat der Praxis im Arbeitslager am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Gegenüber dem Primat der Praxis, welches vom Black Blocker bis zum Parlamentarier gefordert wird, muss auf kritischer Theorie beharrt werden, die sich gerade auch als unabhängig von Praxis definiert. Nur so kann sie über das Bestehende hinausweisen. «Das nicht Bornierte wird von Theorie vertreten. Trotz all ihrer Unfreiheit ist sie im Unfreien Statthalter der Freiheit.»

Redaktion Risse

Inhalt

Die Friedensbewegung – ein Nachruf
Thomas Schwendener S. 4

Rentenabbau – Weshalb die Proteste in der Schweiz ausbleiben
Alex Riva S. 6

Nach Saddams Sturz – Eine Reportage aus dem Irak
Thomas von der Osten-Sacken S. 8

Nahost – Roadmap und die Linke
Benjamin Rosendahl S. 13

Braune Brause für das Volk – Mecca-Cola – die Hintergründe
Alexander Hasgall S. 14

Schweizerische Asylpolitik – Einführung des Arbeitszwangs
Simone Wassmer S. 16

ZUM 100. GEBURTSTAG VON THEODOR W. ADORNO

Negative Dialektik gegen Bewegungslinke
Lukas Germann S. 18

Adornos Philosophie des Nichtidentischen
Gerhard Scheit S. 21

Die Konstellation des Materialismus
Joachim Bruhn S. 26

Schweizerische Geschichtsaufarbeitung
Nicole Burgermeister S. 28

Impressum S. 30

Lilos Kolumne
Lilo König S. 32

Innere Natur und Vergesellschaftung – Zum Konstitutionsprozess morderner Subjektivität
Markus Brunner S. 33

Geschichtsrevisionismus – Das Comeback der Leni Riefenstahl
Simon Hofmann S. 37

Zürich – Metropole der Eugenik
Alex Riva S. 40

Bert Hellinger – Reaktionäre Psychologie
Christoph Horst S. 41

Verrisse – Erheiterndes aus der Medienwelt S. 42

Nachruf auf die Friedensbewegung

Die Friedensbewegung ist tot. Trauer um die formierte konformistische Rebellion lohnt sich jedoch nicht. Was bleibt, ist die Erkenntnis, dass Antiamerikanismus die Massen zu mobilisieren vermag.

von Thomas Schwendener

Genau so schnell wie sie entstand, ist sie auch wieder verschwunden, die von allen so hoch gelobte Bewegung für den kapitalistischen «Normalzustand». Von einer «Politisierung der Spassgeneration» faselten sogenannte Soziologen, eine «Veränderung der objektiven Situation» predigten radikale Linke und über einen «kollektiven Protest in individualistischer Zeit» freuten sich Rechtsextreme. Alles Hirngespinste? So einfach dürfte die Antwort dann doch nicht sein, wenn plötzlich Autonomer neben SP-lerin, Schüler neben Lehrerin freche Parolen wie «Buh Bush» im Mund führen und man sich des Eindrucks nicht mehr erwehren kann, die von allen Balkonen wehenden Pace-Fahnen seien das Symbol einer neuen nationalen Bewegung.

In der Zeitung des «Schweizer Friedensbündnisses», der «Kein-Krieg-Zeitung», wird auf die Wirkung dieses Protestes hingewiesen: «Diejenigen, die Krieg zur Durchsetzung ihrer egoistischen Interessen führen, sind politisch isolierter denn je.» Präzisieren wir kurz: isoliert waren die USA und ihre verbliebenen Verbündeten. Der Rest der Welt stand vereinigt hinter dem Frieden, einem europäischen Frieden. Hinter Europa also, welches längst neue Militärallianzen wie die Europäische Sicherheits- und Verteidigungsunion (ESVU) mit Frankreich, Deutschland und Anhang schmiedet. Hinter einem Europa, das die Grenzen gegen Aussen hermetisch abriegelt und im Innern den sozialen Krieg – im verpönten marx'schen Sprachgebrauch Klassenkampf genannt – gerade im Schatten des pazifistischen Burgfriedens energisch führte. Aber das interessiert irgendwie alles nicht so richtig.

Warum es im Gegensatz zum Krieg gegen Serbien 1999 überhaupt zum Aufstand der Volksmassen gekommen sei, erklärt uns die Bewegung für den Sozialismus (BfS): «Weil die Menschen die Gründe für diesen Krieg erkennen»: nämlich die Bösartigkeit der US-Öl-Konzerne sich das irakische Öl aneignen zu wollen. Dass diese Begründung – mag sie falsch oder richtig sein – keine Einsicht in Tatsachen darstellt, sondern in erster Linie eine Rationalisierung der eigenen Wut ist, wird bei näherem Hinsehen augenscheinlich. Marcuse schrieb zur verpassten Befreiung der im Kapitalismus unterdrückten Individuen: «der soziale Zusammenhalt und die verwaltungsmässige Macht sind stark genug, um die angehäufte Aggressivität aus der Welt zu schaffen. Sie wendet sich nun gegen jene, die nicht zur Gesamtheit gehören, deren Existenz eine Verleugnung des Ganzen darstellt.» (Marcuse; Triebstruktur und Gesellschaft, S. 90) Diese nach Aussen projizierte Agression trifft die USA und ihre «Kettenhunde» und «Brückenköpfe» weltweit, allen voran – wie sollte es auch anders sein – Israel. «Der Feind als personifizierte Zielscheibe wird zum Objekt von Triebbesetzung: 'negativer', aggressiver Besetzung.» (Marcuse; Kultur und Gesellschaft II, S. 99) Die entschlüsselte Artikulation dieser Wut lässt sich problemlos in unzähligen «linken» Internetforen nachlesen, aber lassen wir Patric Illi von der PRO-PLO Schweiz zu Worte kommen. Dieser schreibt in einem «Bekennungsschreiben anlässlich der Verbrennung israelischer und amerikanischer Fahnen» an der nationalen Friedens-Demonstration in Bern: «Bis auf einen Störenfried, der versucht war unser Vorhaben zu verhindern, jedoch sofort von PRO-PLO Aktivisten gepackt und weggetragen wurde, verlief die Aktion emotionsgeladen doch friedlich. Die demonstrierenden bildeten einen 15-20 Durchmesser Kreis um uns herum und bejubelten uns. Danach wurde 'Down, down, America & 'Israel'' und Allah u Akbar (= Gott ist gross) angestimmt.» (Fehler im Original)

Antiamerikanische Proteste an Friedensdemonstration

Projektionen

Die antiamerikanischen Projektionen, welche den vermassenden Friedenstaumel massgeblich trugen, zeigen Ähnlichkeit zum regressiven (oft verkürzt genannten) Antikapitalismus. Dabei wird alles, was am Kapitalismus als störend empfunden wird, den USA zugeschrieben: Raffgier und Rücksichtslosigkeit («Kein Krieg für Profite»), Fremdherrschaft («USA raus aus Deutschland / Irak»), Kulturlosigkeit und Widernatürlichkeit («Boykottiert McDonalds»).

Die täglich erfahrene abstrakte Herrschaft des Kapitalverhältnisses wird am moralisch attributierten «Weltpolizisten» festgemacht. Damit bekommt der Kapitalismus ein

Gesicht in Form der Militärmacht USA. Es ist Wahlweise der «texanische Erdölfundi Bush», der «Gorilla aus dem weissen Haus» oder ein «ultrakonservativer Think-Tank», der das ganze Elend einer ruinierten Welt zu verantworten hat. Damit wird das «automatische Subjekt» zugunsten eines politisch handelnden Subjekts USA negiert bzw. gar nie wahrgenommen, was das eigene Elend nicht verringert, wenigstens aber an der Projektionsfläche entladbar macht.

«Das Individuum, das die feindlichen Gefühle gegen die Autoritäten der Bezugsgruppe, ursprünglich gegen die Eltern, unterdrücken musste, sieht die 'schlechten' Seiten dieser Machtfiguren – ihre angebliche Unfairness, ihren Eigennutz und ihre Herrschsucht – in den Fremdgruppen» (Adorno; Studien zum autoritären Charakter, S. 50). Dem eigenen Kollektiv wird der Anschein gerechter Arbeit, Natürlichkeit und der solidarische Einsatz für das Gemeinwohl attestiert. «Wir sind das Volk» (Kein-Krieg-Zeitung) und mit diesem kann sich eins fühlen, wer sich zu Hause über die dummen Amis empört, ebenso wie der, welcher sich auf der Strasse neben seiner Arbeitslosenbetreuerin die Lunge aus dem Leib brüllt.

Die so ideologisch bewaffnete Friedensbewegung war keine Protestbewegung, sondern in erster Linie ein Revival des folgenreichen Modells der konformistischen Rebellion. Eine Rebellion, die den Antikapitalismus auf dem Boden des Kapitalismus scheinbar möglich macht, indem gemeinsam mit den eigenen Mächtigen gegen die «Fremdherrschaft» aufbegehrt wird. Die Bedürfnisse nach Unterwerfung, dem Wunsch nach Angehörigkeit zu einer «In-Group» (Das Volk) und der vermeintlichen Ausübung von Macht gegen eine «Out-Group»(die USA) korrelieren stark. «Wir sind das Volk». Es ist Zeit, dass wir uns daran erinnern, was der Satz wirklich heisst. Er heisst: «Wir sind der Staat, wir haben die Macht.» «Diese Macht gibt uns das Recht, unsere Politiker zu beauftragen, einen Krieg gegen den Irak in jeder Form abzulehnen und in keiner Form zu stützen.» (Kein-Krieg-Zeitung) «Oft arrangiert sich das Individuum, indem es sich Machtfiguren gleichstellt, so dass es beide Bedürfnisse zu befriedigen vermag, das nach Macht und das nach Unterwerfung.» (Adorno; Studien zum autoritären Charakter, S. 57)

Angesichts der offensichtlichen Affinitäten der Friedensbewegung zum sogenannt strukturellen Antisemitismus erstaunt auch die notorische Verurteilung Israels nicht. Dieses wird als mächtig aber im Hintergrund agierend, zumindest aber als grösster Kriegsgewinnler dargestellt. Die «Le monde Diplomatique» weiss den wichtigsten Grund für den Irakkrieg, nämlich «dass die USA und Israel weiterhin freie Hand für eine Intervention im gesamten Nahen Osten haben. Die Vorteile einer solchen freien Hand sind aus der Sicht Israels, der proisraelischen Lobby und von deren Vertretern in der Bush-Regierung unmittelbar einleuchtend.» Unmittelbar einleuchtend sind auch die «Thesen» des «Revolutionären Aufbaus». Dieser schreibt in seiner Zeitung, der sogenannte «Likud-Plan» sei ein mit der US-Regierung abgesprochenes Geheimprojekt: «PalästinenserInnen, derzeit arbeitslos, sollen zu Hungerlöhnen im Irak das wieder aufbauen, was derzeit zusammengebombt wird. Einmal dort, dürfte ihnen eine Rückreise in die besetzten Gebiete verwehrt sein.» In den «Marxistischen Blättern» (MB), beschwert sich Shraga Elam, dass «über die Rolle Israels und der pro-israelischen US-Lobby bei der Kriegshetze und Kriegstreiberei» viel zu wenig diskutiert werde. Vielleicht sollte er statt Jan Van Helsings «Geheimgesellschaften» mal die Publikationen der Friedensfreunde lesen.

Für den Kommunismus

«Mr. Bush, you're not the president of the world» steht in der «Kein-Krieg-Zeitung» in grossen Lettern und die BfS erklärt uns, «dass er und seine Komplizen aus dem Irak eine neue US-Kolonie machen wollen» und «darüberhinaus eine internationale Politik von Krieg, Herrschaft und Raubzügen» vorantrieben. Diese Erklärung muss sich den Vorwurf gefallen lassen, durch Simplifizierung der Unterteilung in gerechten und profitgeleiteten Krieg und damit implizit in (europäische) Zivilisation und (amerikanische) Geldgier Vorschub zu leisten. Erstere muss die Amis im Zaum halten, heisst das dann wohl, wenn die «Marxistischen Blätter» fordern, eine Anti-Bush-Koalition sei «heute ebenso Gebot der Stunde, wie es einst die Anti-Hitler-Koalition war». Eine Linke, die sich in ihrem Massenbedürfnis von jeglichem kritischen Bewusstsein verabschiedet hat, wird in jeder noch so widerlichen Manifestation der konformistischen Rebellion aufgehen.

Natürlich, es gibt berechtigte Kritik an den USA. Ja, die Todesstrafe, Entwicklungen wie der «Patriot Act» oder das Erstarken fundamentalistischer christlicher Strömungen müssen benannt werden. Nur kann eine Kritik an den USA in ihrer Funktion als Weltpolizist nicht ohne die Forderung «für den Kommunismus» formuliert werden, ohne dass sie «europäisch» wäre. Nur wer erkennt, dass die abstrakte Herrschaft nicht personalisiert werden kann, nur wer sieht, mit welch blinder wie tödlicher Treffsicherheit sich das notwendig falsche Bewusstsein an jene und jenes heftet, das die Male von Modernität, Individualismus und Vernunft trägt, nur der also, der für die Überwindung des falschen Ganzen, für eine vernünftige Gesellschaft eintritt, kann in einer umfassenden Kritik die Funktion der USA in der kapitalistischen «One-World» benennen. ■

http://www.contextXXI.at

im juli : Context XXI, 4-6/2003
schwerpunkt : verfolgung, exil, widerstand von frauen im NS

Context XXI

Context XXI ist eine der wenigen Zeitschriften, in denen prinzipielle Gesellschaftskritik noch möglich ist und zwar in der Beharrlichkeit und Ausführlichkeit, die dafür nötig sind. Context XXI ist ein Internet-Medium und als solches vermutlich eine der besten und brauchbarste Textdatenbanken für gesellschaftskritische Diskussion und Information. Neben den Texten der eigenen Zeitschrift finden sich in der Context XXI-Papyrothek auch Archive von Streifzügen, Weg und Ziel und radiX. Context XXI ist ein Radioprogramm – jeden Montag 13⁰⁰ – 14⁰⁰ Uhr auf ORANGE 94,0 (Wien) und anderen Freien Radios.

Das Probeabo: die nächsten drei Ausgaben kostenlos und unverbindlich. Dieses Probeabo wird nicht automatisch verlängert. Sie werden lediglich zur Verlängerung eingeladen.

Bestelladresse: Context XXI • Schottengasse 3a/1/4/59 • A-1010 Wien • Fax: ++43-1/532 74 16 • E-Mail: redaktion@contextxxi.at

«Überschüssige Lebensenergie zuhauf»

Der Rentenabbau hat in Österreich und Frankreich massive Proteste ausgelöst. In der Schweiz wird seine Ankündigung ruhig hingenommen.

von Alex Riva

Die schweizer Bourgeoisie hat einen neuen Helden. Nicht lange ist es her, dass er als vorbildlich flexibler Bundesrat und «typischer Vollblutpolitiker» (NZZ) ins Sozialdepartement gewechselt hat, und schon landet er, der «macht- und kraftstrotzende Pascal Couchepin» (NZZ), einen fulminanten Coup. Geschickt hat der momentan unbestrittene Übervater der ortsansässigen Sozialabbau-StrategInnen einzelne der geplanten Einschnitte in die Altersvorsorge durchsickern lassen, bevor er das ganze Ausmass des Angriffs auf einen ruhigen Lebensabend bekannt gegeben hat. Mit dem Rentenalter 67, das bis 2025 eingeführt sein soll, macht sich die Schweiz im Vergleich mit den umliegenden Staaten rekordverdächtig. Nur noch in Deutschland schlagen ExpertInnen und also keine vernünftige Menschen ein so hohes, geradezu übermenschliches Rentenalter vor.

Zum besseren Demografieverständnis

Die Unmenge an bereits beschlossenen, noch nicht ganz durchgesetzten und schon wieder langfristig projektierten Kürzungen bei den Altersrenten soll hier nicht im Detail beschäftigen. Auffällig ist, dass für jeden einzelnen Abstrich aufs Neue demografische Gründe angeführt werden. Ja, selbst erklärte GegnerInnen des Abbaus lassen sich allen Ernstes auf die rein hypothetische Diskussion ein, was zu tun sei bei niedrigerer Geburtenrate und zukünftig höherer Lebenserwartung. Ginge es, wie behauptet, um ein Zuwenig an jungen Arbeitskräften wegen allzu verhaltener Gebärfreudigkeit, so müsste nur schon der Verweis auf die steigende internationale Arbeitslosenquote solche volkswirtschaftliche Demagogie gegenstandslos machen. Darum geht es aber nicht. Das Kapital kümmert sich nicht um Geburtenzahlen. Es stellt so viele Arbeitskräfte an wie nötig, nämlich so wenig wie möglich, um sich optimal zu verwerten.

Das Phantom der «Überalterung der Gesellschaft» ist in der momentanen Debatte volksmythologisch aus tiefen Geburtenraten hergeleitet und nicht etwa daraus, dass die «Festung Europa» Flüchtenden und Arbeitsuchenden den Zugang verweigert. Ein Problem wird herbeigeredet, dem jegliche ökonomische Relevanz abgeht und das auf ideologischen Prämissen gründet. In dieser Hinsicht ist die Debatte überaus ernst zu nehmen. Die sich an die Verwertungslogik angleichenden Individuen, deren Fruchtbarkeit zum Faktor nationaler Prosperität gemacht wird, wollen in den weltweit Verhungernden und den an der Grenze Europas Ertrinkenden notwendige Opfer im Gegenzug für ihre Selbstaufgabe sehen. Sie akzeptieren die Massnahmen zur Verelendung im Innern unter der Bedingung, dass es den ferngehaltenen Massen noch weit schlechter ergeht.

Völlig zu unrecht sprechen die konstruktiven KritikerInnen der Rentenreformen besonders stark auf die Überalterungsthese an. Falls sie nämlich im Gesundheitswesen dem Abbau auch nichts entgegenzusetzen haben ausser Katzenjammer und alternative Sanierungsmodelle, müssen sie sich um eine steigende Lebenserwartung schon bald keine Sorgen mehr machen. Ihr an Wetterprognosen geschulter Realitätssinn schlägt angesichts politischer Beschlüsse, welche die unmittelbare Menschennatur betreffen und dieser zuwider laufen, in ausgesprochene Weltfremdheit um.

Demokratischer Rentenabbau

In Fragen wie Abschottung der Grenze oder Kürzung der Sozialleistungen ist die Schweiz stets europäischer als Europa. Nirgends sind die Einschnitte in die soziale Vorsorge so drastisch, nirgends werden sie so duldsam hingenommen. In der Tendenz aber entspricht der Sozialabbau demjenigen in den massgeblichen EU-Staaten. Neben generellem Sozialabbau verpflichteten sich die EU-Mitglieder am Gipfel 2002 in Barcelona zur «Einführung von Massnahmen, die zur Verlängerung des Erwerbslebens beitragen». Bereits versuchen in Deutschland, Österreich und Frankreich die Regierungen, das gesetzliche Pensionsalter zu erhöhen und die Renten zusammenzustreichen. Wie auch immer die Massnahmen im jeweiligen Land nach dem jeweiligen Beitragsmodell aussehen mögen, da es sich bei den staatlich geregelten Beiträgen grundsätzlich um Lohnbestandteile handelt, steigern alle Kürzungen der Altersrente die Mehrwertrate des Kapitals.

Ein Spezialfall bildet Couchepins einzigartig unverfrorener Vorschlag zur Kompensation des kontinuierlich gesenkten Mindestzinssatzes bei den schweizerischen Pensionskassen. Dieser sieht vor, im immer häufigeren Fall der Unterdeckung der sogenannt kapitaldeckenden Kassen den Zaster zu ihrer Aufstockung beim Rentenbezug abzuzwacken. Damit käme das lohnzahlende Kapital darum herum, bei Unterdeckung höhere Lohnanteile an die Pensionskassen zu überweisen. Die RentnerInnen wären indirekt in die Mehrwertsteigerung des Kapitals einbezogen, während ihre ehemals garantierten Ansprüche dahinschwänden.

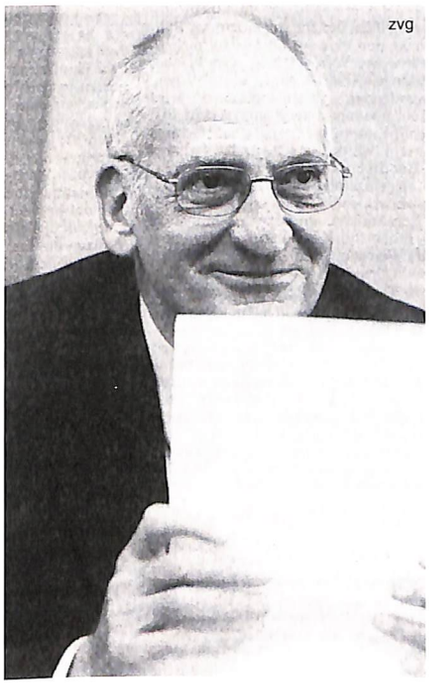
Den direkten Einbezug in den Verwertungsprozess bis zum Umfallen garantiert dagegen die Erhöhung des Pensionsalters. Die unverwüstliche NZZ bleibt dabei optimistisch: «Als die AHV [Alters- und Hinterlassenenversicherung] 1948 eingeführt wurde, galt ein 65-Jähriger als Greis.[...] Heute findet sich in der Gruppe soeben Pensionierter überschüssige Lebensenergie zuhauf.» – Schmach und Schande über all die Pseudogreisen, die ihre letzten Kräfte am Kapital vorbei in den lieben langen Tag hinaus verpulvern.

Abflauende Proteste

Beinahe ist in Österreich und Frankreich wegen den Rentenreformen ein Generalstreik zustande gekommen. In Österreich mangelte es

während des Streiktags an der nötigen aktiven Beteiligung. Nach 65 Jahren Sozialpartnerschaft entbehrten die meisten ArbeiterInnen der Kenntnis, dass zum Niederlegen der Arbeit es ebenso gehört, möglichst viele andere vom Arbeiten abzuhalten.

In Frankreich scheiterte die allgemeine Mobilisierung daran, dass die Belegschaft in der privaten Industrie sich nicht zum Kampf um die Aufrechterhaltung der Rentenberechtigung nach 37,5 Arbeitsjahren entschliessen konnte, die sie selber schon vor zehn Jahren eingebüsst hatte. Damals hatten sich allein die Angestellten des staatlichen Sektors erfolgreich gegen eine Erhöhung auf 40 Jahre gewehrt. Unter dem Vorwand der égalité sollen bald auch sie



Rentenkürzer Couchepin

erst nach 40 Jahren die volle Rente beziehen können, wobei sich die rechtskonservative Regierung die liberté herausnimmt, zwecks fraternité sowohl für privat wie staatlich Beschäftigte das nötige Pensum bis 2020 auf 42 Erwerbsjahre hinaufzutreiben.

Immerhin sind mit den Streiks in Österreich und in Frankreich bereits eine Abschwächung des Rentenreform, bzw. eine vorübergehende Blockierung erreicht worden.

Ausbleibende Proteste

Trotz des angekündigten Angriffs auf die Renten sind entschlossene Reaktionen in Deutschland und in der Schweiz ausgeblieben. Der Unmut bei den Gewerkschaften kommt über das verbale Stadium kaum hinweg. Die Erklärung für diese Passivität im Unterschied zu den österreichischen und französischen Organisationen ist einfach. In Deutschland und in der Schweiz ist die Sozialdemokratie Regierung, bzw. an der Regierung beteiligt. Die von ihr dominierten Gewerkschaften wollen ihr bei der arbeiterfeindlichen Standort- und Sparpolitik nicht in die Quere kommen.

Dagegen hat in Österreich und Frankreich das sozialdemokratische Spektrum die Gelegenheit ergriffen, um gegen die rechtskonservativen Regierungen Opposition zu machen. Selbstverständlich taten sie das nicht deshalb, weil sich die sozialdemokratischen Programme von den rechtskonservativen wesentlich unterscheiden würden. Ein Lionel Jospin hat, kurz bevor er abgewählt wurde, in Barcelona den EU-weiten Angriff auf die Altersvorsorge zusammen mit Schröder ebenfalls gutgeheissen.

Besondere demokratische Finessen leistete sich der Chef der österreichischen SozialdemokratInnen. Zuerst traf sich Gusenbauer zu einem vertraulichen Gespräch über die Rentenreform mit Jörg Haider. Dann, als er sah, dass sich die schwarz-blaue Regierungskoalition nicht sprengen liess, pfiff er auch den Chef des Gewerkschaftsbundes Verzetnitsch zurück. Dieser hatte verlauten lassen, dass die Gewerkschaften eine von der Regierung beschlossene und die Bevölkerungsmehrheit beeinträchtigende Pensionsreform nicht akzeptieren müssten. Gusenbauer seinerseits beeilte sich, den Gewerkschaftsbund dazu aufzurufen, sich der Parlamentsmehrheit zu fügen.

Wenn sich zu einem späteren Zeitpunkt die Regierungsämter wieder erlangen lassen, werden weder die österreichischen noch die französischen SozialdemokratInnen unglücklich darüber sein, dass Andere bereits die Einsparungen an den Alten vollstreckt haben, die sie ebenfalls anstreben.

Paradoxe Sozialpartnerschaft

Auch wenn selbst in Österreichs prototypischem Modell der Sozialpartnerschaft der generelle »Abwehrstreik« ausgerufen wurde, so ist deshalb noch lange nicht das Ende der Vermittlungspolitik zwischen den Klassen erreicht. Es wird bloss deutlich, dass in der Krise die Herrschenden auf die Befriedungsmethoden aus rosigeren Zeiten auch wieder verzichten können.

Paradoxerweise weicht in der jetzigen Phase zuerst die bürgerliche Seite vom sozialpartnerschaftlichen Verfahren ab. So ist es in Österreich geschehen, wo die Gewerkschaften in die Ausarbeitung der Rentenreform nicht einbezogen waren, so ist es auch letztes Jahr in der Schweiz geschehen, als nach dem Vertragsbruch der Baumeisterverband durch einen landesweiten Streik an seine bereits unterzeichneten Abmachungen bezüglich erleichterter Frühpensionierung erinnert werden musste. Erreicht wurde durch die Kämpfe in beiden Fällen nur eine Einigung, die für die ArbeiterInnen Nachteile bringt und die hinter den Status vor dem bürgerlichen Angriff zurückfällt. Der offene Konflikt, in dessen Verlauf sich die Ohnmacht der sich Verteidigenden zeigt, wird bei der Durchsetzung von Sozialabbau zum einkalkulierbaren Teil der Vermittlung.

Jede Regierung versucht die anderen Staaten beim Rentenabbau zu übertrumpfen. Couchepin und seine MitstreiterInnen haben gute Aussicht auf Erfolg. Angesichts einer Entwicklung, gegen die nur international koordinierte Streiks etwas auszurichten vermögen, formiert sich in der Schweiz noch nicht einmal im nationalen Rahmen ernsthafter Gegendruck. Wo die Leute von vornherein bereit sind, sich ihren Ruhestand vermiesen zu lassen – sofern sie nur die Arbeitsuchenden im Land und in aller Welt noch gehetzter sehen, sofern sie nur auch die vermeintlich «Privilegierten», z.B. die RentnerInnen, um ihre Ansprüche gebracht sehen – da kann das Kapital sogar den Vermittlungsaufwand auf ein Minimum reduzieren. Die vorauseilende Aussöhnung der Subjekte mit dem Kapital hebt zwar keineswegs den Klassengegensatz auf, dafür fallen in ihr die Entsolidarisierung und die eigene Schädigung unvermeidlich zusammen. ■

Niemand will Saddam zurück!

Knapp drei Wochen nach dem Sturz des Baathregimes macht sich Thomas von der Osten-Sacken auf zu einer Reise durch den Irak. Entgegen dem von den Massenmedien verbreiteten Bild von aufgebrachten, Fahnen verbrennenden Massen zeigt sich ihm ein anderes: Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung ist mehr als nur erleichtert über das Ende von Saddams Schreckensherrschaft.

von Thomas von der Osten-Sacken

In der Regel pflegt in der sogenannten arabischen Welt die Auskunft, man stamme aus Deutschland eine stereotype Reaktion auszulösen: «Germany, good, very good» – nicht selten wird dann Hitler als großartiger Mensch bezeichnet, der immerhin die Juden umgebracht und den Amerikanern Paroli geboten habe. Anders der irakische Taxifahrer, mit dem wir uns auf den vierzehnstündigen Weg aus der jordanischen Hauptstadt Amman nach Bagdad aufgemacht haben. Er zeigt nicht nur keinerlei Begeisterung, sondern fragt, wieso Deutschland so verrückt gewesen sei, Saddam zu unterstützen. Von Schröder, Chirac und Putin halte er gar nichts.

Fahrt nach Bagdad

Auf der Fahrt durch Nacht und Wüste herrscht unter den Fahrgästen im Taxi eine gelöste Stimmung. Gegen vier Uhr morgens erreichen wir in einem Konvoi irakischer Sammeltaxis die irakisch-jordanische Grenze. Die meisten der Taxis transportieren Satellitenschüsseln; bislang war deren Besitz im Irak untersagt. Im Niemandsland zwischen beiden Grenzen hat die UN ein Zeltlager für irakische Flüchtlinge errichtet, denen von den Jordaniern die Einreise verweigert wird. Auf irakischer Seite steht, wie seiner Uniformjacke zu entnehmen ist, Private Lesly. Das überdimensionale Gemälde Saddam Husseins, welches bis vor wenigen Wochen die Reisenden begrüßte, wurde übermalt, die Grenzgebäude sind verrammelt, es gibt weder Gepäckkontrollen noch werden die Pässe gestempelt. Anders als 1991 wurden in dieser Gegend offenbar weder Stromleitungen noch Telegraphenmasten bombardiert. In Ramadi, das ca. 150 Kilometer westlich von Bagdad liegt, säumen die ersten zerschossenen irakischen Panzer die Straße. Die Strecke hier gilt als unsicher, wir befinden uns im sogenannten sunnitischen Dreieck des Irak, einem Gebiet, das, anders als der schiitische Süden oder der kurdische Norden des Irak, von Saddam weder zerstört noch in besonderem Maße vernachlässigt worden ist. Im etwas weiter südlich gelegenen Fallujah kommt es immer wieder zu Demonstrationen gegen die Amerikaner. Diese vermuten, dass sich in dieser Gegend noch viele hochrangige Baathfunktionäre verstecken. Die Stämme und vor allem ihre Führer, die in dieser Gegend siedeln, haben von Saddams Herrschaft profitiert.

Saddam-City

Kurze Zeit später erreichen wir die Vororte Bagdads, jenen letzten Verteidigungsring, den die Republikanischen Garden in Haus-zu-Haus-Kämpfen gegen die «Invasoren» halten sollten, und passieren Abu Graib, einen Stadtteil, in dem das wohl bekannteste Gefängnis des Irak liegt. Kurz vor dem Fall Bagdads soll das Regime noch alle politischen Gefangenen umgebracht haben. Abu Graib war im Irak jahrzehntelang für seine wöchentlich stattfindenden «Gefängnissäuberungen» berüchtigt; alleine an einem Tag wurden hier vor drei Jahren 2000 Gefangene hingerichtet. Ein Geburtstagsgeschenk Qusays an seinen Vater Saddam. Jetzt steht das Gefängnis, wie unzählige andere im Irak auch, leer. Auf der Suche nach ihren verschwundenen Angehörigen hatten Bewohner Bagdads es gestürmt. Sie waren auf unterirdische Folterkeller, ein Quadratmeter große Einzelstehzellen und unzählige Dokumente gestoßen – nicht aber auf ihre Verwandten und Freunde.

Je mehr wir uns im chaotischen Straßenverkehr – noch funktionieren weder Ampeln noch gibt es eine Verkehrspolizei – dem Zentrum nähern, desto häufiger säumen ausgebrannte irakische Panzer und Flakgeschütze den Weg. Sie stehen mitten in Wohnvierteln, Zeugen jenes von Saddam Hussein anvisierten Endkampfes, in dem, wie er angekündigt hatte, der Irak sich in einen «Feuerball» verwandeln sollte. Später werden uns kurdische Freunde, die den Krieg in Bagdad erlebten, berichten, wie sich die Fedayeen Saddams und Freiwillige aus arabischen Ländern in ihren Häusern versteckten und sie wochenlang als Geiseln nahmen.

Die Stadt wirkt völlig vernachlässigt, überall türmt sich der Müll, nur wenige Geschäfte sind geöffnet. Hin und wieder passieren wir einen amerikanischen Checkpoint, die amerikanische Präsenz hält sich allerdings in Grenzen. Seltsam allerdings klingt das Geräusch fahrender Panzer in den leeren Stadtvierteln. Nachts herrscht Ausgangssperre, weil mafiaähnlich organisierte Banden und Plünderer unterwegs sind. Viele Stadtviertel sind von den Bewohnern mit behelfsmäßigen Blockaden abgesperrt worden. Die Innenstadt, vor allem der früher so belebte Souq al Arabi, ist völlig ausgestorben. Straßen und Häuser sind heruntergekommen, die alten Stadtstrukturen vom architektonischen Größenwahn der Baathpartei weitestgehend zerstört.

Hotel Qusr Sindbad

Im Hotel Qusr Sindbad, wo unsere kurdischen Mitarbeiter auf uns warten, ist eine Abordnung der Kurdischen Demokratischen Partei (KDP) abgestiegen. Arabische Stammesführer in ihren Trachten sitzen am Nebentisch, das Gebäude wird von kurdischen Milizionären bewacht. Es heisst, alle hochrangigen kurdischen Politiker beider großer Parteien seien in Bagdad, eine Konferenz der Ex-Opposition werde vorbereitet. Ein Treffen der Opposition löst das andere ab, noch hofft man, bald an einer Übergangsregierung beteiligt zu werden. Später wird sich herausstellen, dass die Amerikaner sich entgegen ihren ersten Ankündigungen mit der Bildung einer solchen Regierung Zeit lassen wollen und vorerst die neuzubildenden Ministerien unter eigener Ägide mit irakischen Beratern zu leiten gedenken.

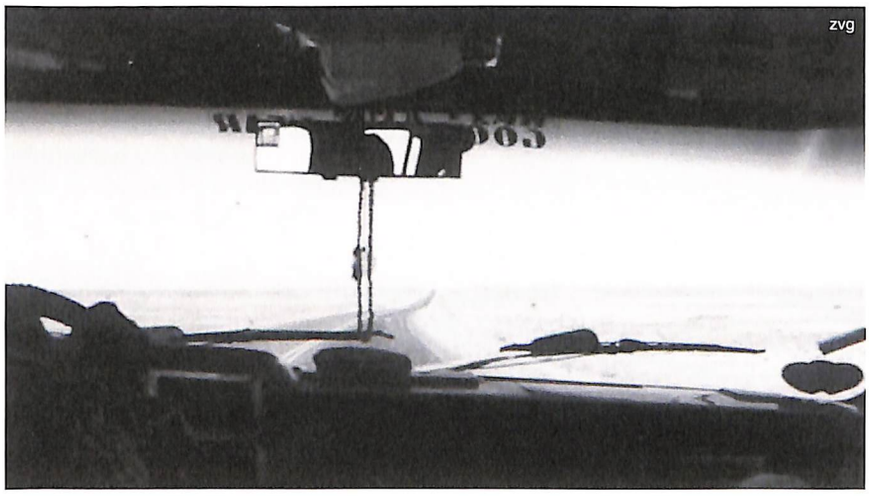
Trupps von Journalisten und Fernsehteams warten auf Interviewtermine oder eine Pressekonferenz.

Die Sicherheitslage ist das alles bestimmende Thema. Bislang ist es den amerikanischen Truppen nicht gelungen, in der Hauptstadt für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Allerdings ist das Kriegsende auch noch keine drei Wochen her. Natürlich kann man des-

halb, wie die deutsche Entwicklungshilfeminsterin, lamentieren, dieser Krieg habe mehr Probleme geschaffen als gelöst, und auf die marodierenden Banden in Bagdad verweisen. Auf Zustimmung stößt diese Behauptung im Irak allerdings nicht. Auch nach wiederholten Aufenthalten in Bagdad habe ich kein einziges Mal einen Iraki gehört, der sich die Zeit vor dem Krieg zurückgewünscht hätte. Es mag sie geben und gibt sie; schließlich hatte die Baath Partei 2 Millionen Mitglieder, sicherlich nicht alles überzeugte Anhänger Saddam Husseins, aber doch Leute, die nicht unbedingt begeistert von der neuen Lage sein dürften. Mit wem ich aber sprach, ob Händler, Taxifahrer oder Kellner, sie alle zeigten sich froh über den Sturz Saddam Husseins, um sich dann über fehlende Arbeit, die Sicherheitslage oder etwas Anderes zu beklagen. Die Frage ist nur, in welchen Kontext man diese Klagen stellt. Mit dem entsprechenden Willen und dem dazugehörigen Weltbild, das etwa der ARD eigen ist, gelingt es, in Kürze den Eindruck entstehen zu lassen, im Irak erreiche die Unzufriedenheit ein schier unerträgliches Ausmaß und im Vergleich sei die Zeit unter Saddam Hussein wahrhaft paradiesisch gewesen.

Schließlich müssen aber auch Journalisten, die der neuen Lage etwas aufgeschlossener gegenüber stehen als etwa das deutsche Fernsehen, aus dem Irak berichten, und jeder Zuschauer erwartet Bilder demonstrierender Massen, die irgendwelche Fahnen verbrennen und wutentbrannt die Fäuste ballen – schließlich handelt es sich ja um Araber, und die kennt man seit Jahren nicht anders.

Dem Bedürfnis des westlichen Konsumenten kommen die Populisten im Irak gerne nach. So kündigte ein geistlicher Führer kürzlich an, unter seiner Führerschaft würden eine Million Menschen gegen die amerikanischen Besatzer demonstrieren. An besagtem Tag hielten wir uns in Bagdad auf und fuhren von einer Ecke der Stadt zur anderen und stießen dabei auf Demonstranten, die eine radikale Entbaathifizierung der Elektrizitätswerke forderten und auf andere Demonstranten, die eine Auszahlung ihrer Gehälter verlangten. Weder hatten wir zuvor von der einen Million Demonstranten gehört, noch sie gesehen. Ganze 8000 sollen dann dem Aufruf gefolgt sein. Aber im arabischen Satellitenfernsehen sprechen sie aufgeregt von einer weiteren Massendemonstration gegen die Amerikaner. Al Jazeera etwa, dessen Leiter inzwischen wegen enger Verbindung zu Saddam Hussein zurücktreten musste, wünscht sich den Aufstand gegen die Amerikaner förmlich herbei, ein Wunsch, den auch die meisten Linksliberalen und linken deutschen Zeitungen offenbar teilen. Zugleich gibt es wirklich bedrohliche Entwicklungen. Inzwischen ist die Armee aufgelöst und demobilisiert, von einem Tag auf den anderen haben so 400 000 Ex-Soldaten ihr bisheriges Einkommen verloren; eine Lösung hat die amerikanische Übergangsverwaltung bislang nicht gefunden. Nun mehren sich Demonstrationen und Kundgebungen ehemaliger Militärangehöriger. «Wenn sie uns 50 Dollar zahlen, sind wir zufrieden und arbeiten mit den Amerikanern», meint ein Ex-Offizier, dem wir später in Mossul wieder begegnen, «wenn nicht, dienen wir denjenigen, die uns 50 Dollar versprechen – auch im Kampf gegen die Amerikaner.» Zeitgleich hebt die US-Militärpolizei in Bagdad ein Treffen von ehemaligen Baathisten aus, die sich offenbar zu reorganisieren versuchten.



Auf der Fahrt in den Nordirak

Erleichterung im Nordirak

In Irakisch-Kurdistan wird die Nachricht von der Auflösung der irakischen Armee, wie so viele Neuigkeiten der letzten Zeit, mit Freude aufgenommen. Die irakische Armee stellte für die Kurden nichts weiter als ein blutiges Unterdrückungsinstrument dar. Überhaupt herrscht hier, anders als in Bagdad, eine spürbare Feststimmung. In den Straßen hängen Plakate, auf denen Bush und Blair für die Befreiung gedankt wird. «Wir Kurden haben einen dreifachen Sieg gegen unsere schlimmsten Feinde errungen» meint Salar Rashid, Minister für Menschenrechte in Suleymania, «Saddam Hussein ist gestürzt, Ansar al Islam verjagt (eine radikalislamistische Gruppierung mit Verbindungen zu Al-Qaida, die eine Bergregion in der Nähe der Stadt Halbja kontrollierte) und die Türken sind nicht einmarschiert.» Es dürfte eine verschwindend geringe Zahl gewesen sein, die in den kurdischen Gebieten den Krieg nicht begrüßt und unterstützt hätte. Rashid, der lange in Deutschland gelebt hat, zeigt sich über die Haltung der Bundesregierung enttäuscht. Besonders für grüne Politiker, die sich in der Vergangenheit in der Rolle der Fürsprecher der Kurden gefallen haben, hat er kein gutes Wort übrig. Es spräche zudem Bände, dass in Irakisch-Kurdistan keine einzige grössere deutsche Hilfsorganisation tätig sei. Die deutsch-europäische Haltung, ebenso wie die Politik der meisten arabischen Länder hätten lediglich Saddam Hussein geholfen, mit Frieden hätten diese dagegen nichts zu tun. Besonders erbost ist man in Kurdistan über die Haltung der Palästinenser, deren offene Unterstützung Saddam Husseins auf ungeteilte Abscheu stößt. «Saddam Hussein führte Krieg gegen sein eigenes Volk, und die Araber, die sich mit den Opfern der Baathpartei solidarisiert haben, kann man zu Dutzenden zählen», meint Salar Rashid. «Einzig ein gewaltsamer Sturz konnte diesen Krieg beenden. Alleine, ohne Hilfe von außen hätten die Irakis das nicht geschafft. Schließlich hat der Westen und vor allem Europa den Irak

jahrelang aufgerüstet. Ein Aufstand hätte Hunderttausenden, wenn nicht Millionen, das Leben gekostet. So sind einige Tausend Zivilisten umgekommen. Das ist bedauerlich, aber jeden Monat hat dieses Regime Tausende von Menschen ermordet, und niemand hat darüber gesprochen. Das ist jetzt vorbei. Deshalb sind wir den Amerikanern und Briten so dankbar.»

«Keine Agenten der USA»

Die Erleichterung über den Kriegsausgang ist im Nordirak jedem förmlich anzumerken, auch wenn viele Fragen, vor allem solche über den künftigen Status der kurdischen Autonomiegebiete, noch offen sind. Vor allem die Lage in der Erdölstadt Kirkuk bereitet den Politikern in Suleymaniah Sorgen. Etwa dem Premierminster Berham Saleh, der vor Kriegsbeginn in verschiedenen Artikeln die Lage der irakischen Bevölkerung mit der westeuropäischen vor der Befreiung vom Nationalsozialismus durch die alliierten Truppen verglichen hatte. «Wir sind keine Agenten der USA, sondern Agenten unseres Landes». Tief sitzt hier der Vorwurf arabischer Medien und europäischer Linker, die Kurden hätten sich de facto als Agenten der USA verdingt. Im Gespräch betont er, dass er seit Jahrzehnten Linker sei, er aber die Linke im Westen nicht mehr verstehe, die einzig ein blinder Antiamerikanismus anzutreiben scheine. «Als die USA Saddam unterstützten, halfen uns die Linken. Jetzt wo die USA Saddam stürzen, sind sie gegen uns.» Dann wird aus dem Raum gerufen, Jalal Talabani, Vorsitzender der Patriotischen Union Kurdistan (PUK), die den südlichen Teil Kurdistans kontrolliert, sei am Telefon, es habe einen Konflikt in Kirkuk gegeben. Einige Araber seien getötet worden, nachdem am Vortag einige Kurden das gleiche Schicksal erlitten hätten. Alle fürchten, es könnte zu einem innerethnischen Bürgerkrieg in Kirkuk kommen. Bislang allerdings war die Situation wieder Erwarten vergleichsweise ruhig, obwohl nach den Erfahrungen der 90er Jahre gerade Kirkuk ein Herd ethnischer Spannungen sein müsste. In den vergangenen Jahren führte Saddam Hussein in dieser und anderen von Kurden, Arabern, Turkmenen und Assyrern bewohnten Städten eine gezielte Arabisierungskampagne durch. Kurden und andere Nicht-Araber wurden enteignet und vertrieben und an ihrer statt arabische Familien aus dem Zentral- und Südirak angesiedelt. Insgesamt schätzt die kurdische Regionalverwaltung die Zahl vertriebener Kurden auf mehrere Hunderttausend, die größtenteils in Auffanglagern oder Barackenstädten ein Leben am Rande des Existenzminimums fristen müssen. Eine schnelle Rückkehr bleibt ihnen versagt, denn die kurdische Seite will Spannungen vermeiden und den Prozeß legal und unter amerikanischer Aufsicht durchführen. Bislang ist es auch nur zu einigen spontanen Inbesitznahmen alten Grundeigentums gekommen, die schnell unterbunden wurden. Das Mißtrauen in Kirkuk ist groß. Auch wenn man auf den Straßen nichts besonderes bemerkt, ist die Lage extrem angespannt. Ein Rechtsdozent der Universität Suleymaniah zeigt sich entsprechend besorgt. Seiner Ansicht nach sind es vor allem arabische Stämme, die extrem enge Verbindung zur Baathpartei hatten, die nun diesen Ärger verursachen. «Mit etwas Geld kann man diese Stämme faktisch einkaufen. Das hat Saddam früher gemacht, heute tun das andere.»

Massaker an der Bevölkerung

Viele Konflikte, die in westlichen Medien und vor allem im arabischen Satellitenfernsehen als ethnisch motiviert dargestellt werden, entspringen in Wirklichkeit Stammesfehden oder sind Ausdruck des herrschenden Hasses auf die Baathpartei. Vor einiger Zeit wurden etwa in Kirkuk drei Baathisten auf offener Strasse gelyncht, vor dem Gouverneurspalast kam es zu einer Demonstration, auf der die Entbaathisierung der Verwaltung gefordert wurde. Die Nachrichten von einem am Vortag im südirakischen Hilla entdeckten Massengrab hatten zuvor auch die Stimmung im Norden aufgeheizt. Geschätzte 15000 Leichen von nach dem Aufstand von 1991 ermordeten Menschen sollen dort verscharrt worden sein. Das Fernsehen zeigt Bilder von mit weinenden Frauen umringten Baggern, die Skelette zutage fördern. Auch hier in Kurdistan werden noch immer über 180 000 Menschen vermisst, die während der sogenannten Anfallkampagne verschleppt wurden und über deren Verbleib niemand etwas weiß. Fast täglich werden jetzt Massengräber freigelegt, weil sich überall im Land Augenzeugen melden, die den Massenexekutionen beigewohnt haben.

Südlich von Kirkuk hat sich Saddam Husseins Cousin Hassan Ali Majid eine prächtige Villa bauen lassen. Im Irak ist er als Chemical Ali bekannt, weil er für die Bombardierung kurdischer Städte und Orte mit Giftgas aus deutscher Produktion verantwortlich war. Wie sich jetzt herausstellt, ließ er vor der Villa ein Massengrab anlegen. Mansour Hammahkarim Saleh, Leiter der Dokumentationsabteilung des Ministeriums für Menschenrechte in Suleymaniah, geht davon aus, dass es alleine in der Gegend um Kirkuk Hunderte von Massengräbern gibt. Eines, das er gerade besichtigt habe, sei 30 mal 500 Meter groß. Solche Nachrichten bestimmen hier weit mehr die politischen Debatten als die Meldungen der europäischen Presse, die USA hätten die Existenz von

Ab auf die Müllhalde der Geschichte

Massenvernichtungswaffen nur als Vorwand für den Krieg genutzt. «Uns ist egal, warum Bush Saddam gestürzt hat», meint dazu eine Frauenaktivistin, «wichtig ist nur, dass er gestürzt ist.» Zwei ihrer Brüder wurden in den 80er Jahren von der Geheimpolizei verhaftet und sind bis heute verschwunden. Hunderttausende von Irakern wissen bis heute nicht, was mit ihren «verschwundenen» Angehörigen geschehen ist.

Beklagt so einerseits fast jede irakische Familie ein Opfer des Baathismus, so gibt es auf der anderen Seite kaum eine Familie, in der nicht ein Mitglied freiwillig oder unter Zwang für das Regime gespitzelt hätte oder ihm in anderer oft schlimmerer Weise zu Diensten war. «Komplizenschaft», schreibt Kanan Makiyah in seinem Buch «Iraq – Republic of Fear», stellte neben «Angst» die zweite Säule baathistischer Herrschaft dar.

Eine unglaubliche Aufgabe steht also bevor, will man, wie von der irakischen Opposition gefordert, die Verbrechen des Regimes juristisch aufarbeiten und die Täter bestrafen. Ob das jemals in vollem Maße geschieht, ist bislang unklar. In Mossul etwa, wo kürzlich die ersten freien Wahlen abgehalten und ein neuer Stadtrat gewählt wurde, bestand die Debaathisierung bislang darin, dass Beamte lediglich ein Papier unterschreiben mussten, mit dem sie bestätigten, die Inhalte der Baathpartei nicht zu unterstützen. In Bagdad allerdings kündigte der neue Chef der Zivilverwaltung Bremer ein radikaleres Vorgehen an: Alle hohen Mitglieder der Partei sollen aus dem Dienst entfernt werden.

Im Straßenbild der Städte Suleymaniah und Arbil, die seit den Aufständen gegen Saddam Hussein 1991 unter kurdischer Selbstverwaltung stehen, ist von ethnischen Spannungen nichts zu merken. Im Gegenteil bestimmen arabische Besucher neuerdings das Stadtbild, abends sind die Restaurants, Vergnügungsstätten, vor allem aber Internetcafés voller Araber aus dem Zentralirak, die jetzt zum ersten Mal seit über 12 Jahren nach Kurdistan fahren können. «Wir hätten niemals gedacht, dass eines Tages Suleymaniah moderner sein würde als Bagdad», meint dazu ein kurdischer UN-Mitarbeiter. «Aber das ist gut so und widerlegt am deutlichsten die baathistische Propganda, wir seien ungebildet, unzivilisiert und in den Bergen lebende Stämme.»

Zurück in Bagdad

Inzwischen, drei Wochen sind vergangen, ist auch Bagdad ruhiger geworden, die Müllabfuhr funktioniert wieder weitgehend und die Stromversorgung ist größtenteils wiederhergestellt. Die amerikanische Militärpolizei hat ihre Präsenz verstärkt und tagsüber sind wieder fast alle Geschäfte geöffnet. Auf Ablehnung und Unzufriedenheit innerhalb der Ex-Opposition stößt dagegen die Entscheidung der amerikanischen Militärverwaltung, die Bildung einer irakischen Übergangsregierung weiter zu verzögern. Auf einer Pressekonferenz erklärt Intifad Kanbar, Sprecher des INC, man sei zwar weiter Verbündeter der USA, dies hieße aber keineswegs, dass man alle ihre Entscheidungen akzeptiere. Vierhundert schwitzende Journalisten lauschen seinen Ausführungen, die Vertreter von Al Jazeera fallen durch penetrante Fragen auf, wann denn der Widerstand gegen die Besatzer sich organisiere. Kanbar, der trotz der Hitze in einem schwarzen Anzug erschienen ist, bezeichnet Al Jazeeras Berichterstattung als hochgradig unseriös und fragt, warum der Sender keine Bilder von den gefundenen Massengräbern zeige. Dann fährt er fort, dass so schnell wie möglich die Macht auf die Irakis übertragen und eine Interimsregierung aus allen Parteien geschaffen werden müsse. Während sich die einfachen Bagdadis vor allem um Sicherheit, Stromversorgung und die Auszahlung von Gehältern sorgen, wächst der Unmut vor allem der schiitischen Parteien, die im Südirak ihre Hochburgen haben. Eine akute humanitäre Krise, erklärt Intibar weiter, drohe bislang nicht, auch wenn die Nachrichten aus dem Süden, wo inzwischen Cholera und andere Infektionskrankheiten ausgebrochen sind, die Leute beunruhigen. Der «Süden» beginnt eigentlich schon in den Vororten Bagdads, den von Schiiten bewohnten Slumgebieten wie Saddam City, das inzwischen nach einem ermordeten Ajatollah in Sadr City umbenannt wurde, oder Obeideh, wo es weder eine geschlossene Kanalisation noch eine geregelte Müllabfuhr gibt. Geschätzte zwei Millionen Bewohner Bagdads leben in solchen Verhältnissen. Aber trotz aller Befürchtungen ist die Lage im Süden bislang vergleichsweise entspannt, nur in der Stadt Kut gibt es offene Konflikte um den Posten des Bürgermeisters. Von einer Amerikanerin, die für eine Flüchtlingshilfsorganisation tätig ist und gerade das Land bereist, höre ich, in der südlichen Provinz Misan sei die Stimmung gut. Dieses Gouvernement mit seiner Hauptstadt Amara ist von Einheimischen und nicht von den Koalitionsstreitkräften befreit worden. Die Lage dort sei allerdings katastrophal, die ganze Region vollkommen vernachlässigt. Anders als im Norden stehe man den Amerikanern und Briten jedoch eher skeptisch gegenüber, offene Feindseligkeit habe sie allerdings mit wenigen Ausnahmen keine bemerkt. Wir treffen uns zufällig in einem der Präsidentenpaläste Saddam Husseins, der nun das Hauptquartier der amerikanischen Zivilverwaltung ist. Saddams schlimmste Alpträume scheinen sich bewahrheitet zu haben, sein Wahn die «Zio-Imperialisten» wollten den Irak erobern und sich das stolze arabische Volk unterwerfen, der ihn Jahrzehnte lang die eigene Bevölkerung als Spione vernichten ließ, hat sich gewissermaßen seine eigene Wirklichkeit geschaffen. Die allerdings stellt die USA und die neue Administration vor schier unlösbare Aufgaben; nur die wenigsten Amerikaner dürften geahnt haben, was es bedeutet, den Irak in ein demokratisches Musterland des Nahen Ostens verwandeln zu wollen. Umso erstaunlicher scheint es manchmal, wie vergleichsweise ruhig die ersten sechs Nachkriegswochen verlaufen sind.

Die Probleme, vor denen der neue Irak stehe, seien gigantisch, meint auch ein Vertreter der Irakischen Kommunistischen Partei, die in Bagdad nach Jahren der Arbeit im Untergrund wieder ihr altes Gebäude bezogen hat, aber er sei zuversichtlich, dass es den Irakis gelingen würde, ihr Land wieder aufzubauen und zu demokratisieren. Das Wichtigste sei geschafft: der Sturz der Diktatur Saddam Husseins. Und ironisch fügt ein anderer Genosse hinzu, eigentlich habe man es leicht, denn was immer die Zukunft auch bringen möge, schlimmer als die Vergangenheit könne es nicht werden. ■

Der Autor ist Mitarbeiter der im Irak tätigen Hilfsorganisation WADI e.V., schreibt regelmäßig für die KONKRET und ist Mitherausgeber des Buches «Saddam Husseins letztes Gefecht? Der lange Weg in den III. Golfkrieg», Hamburg 2002

Buchhandlung am Helvetiaplatz

Stauffacherstrasse 60
8026 Zürich 4
Telefon 01 241 42 32
Telefax 01 291 07 25
helvetiabuch@smile.ch

Politik und Literatur | Von >Adorno bis >Zwetajewa

Lesungen, Buchvernissagen und Gespräche in der Katakombe

iz3w ▶ Zeitschrift zwischen Nord und Süd

»... über die Jahre im Spitzenfeld politischer Zeitschriften überhaupt...«
WDR

Die iz3w berichtet alle sechs Wochen über die Zumutungen des globalen Kapitalismus, über Soziale Bewegungen, Rassismus, Ökologie, Literatur und kritische Theorien.

52 Seiten, Einzelheft € 4,-
Abo € 32,- / erm. € 26,-

informationszentrum 3. welt
Postfach 5328 · D-79020 Freiburg
Fon (0761) 740 03 · Fax 70 98 66
info@iz3w.org · www.iz3w.org

zuletzt erschienen:

konkret texte 34,
144 Seiten
ISBN 3-930786-39-7
€ 12,-

Moshe Zuckermann, Direktor des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, ist mit 21 Jahren von Frankfurt nach Israel emigriert. »Es war«, sagt er, »die erwachsene Entscheidung eines jungen linken Zionisten.« Inzwischen hat er sich vom Zionismus verabschiedet. Heute wird Zuckermann, radikaler Kritiker der israelischen Politik und Gesellschaft, von Gegnern Israels als Antizionist in Anspruch genommen. Im Gespräch mit den KONKRET-Autoren Thomas Ebermann, Hermann L. Gremliza und Volker Weiß räumt er mit Mißverständnissen dieser Art auf: »Israel ist durch die Shoa zur Notwendigkeit geworden. Israel muß bestehen. Wenn Juden meinen, in diesem Land ihr Land zu sehen, ist das keine Frage, über die ich mit Deutschen gut diskutieren kann.«

Ich bestelle ..... Ex.
konkret texte 34 zum Einzelpreis von € 12,-

Name, Vorname
Straße
PLZ Wohnort
Datum/Unterschrift Bitte unbedingt hier unterschreiben

Gewünschte Zahlungsweise bitte ankreuzen:
O Bankeinzug O bar
O Scheck

BLZ Kontonummer
Kreditinstitut

Senden an: **KVV »Konkret«**
Ruhrstraße 111, 22761 Hamburg
oder über **www.konkret-verlage.de**

Lässt die USA Israel fallen?

Während die antizionistische Linke von Deportationen und ethnischen Säuberungen Israels gegen die Palästinenser schwadroniert, ändert sich die Nahostpolitik der USA, deren vordringliche Zielsetzung die Schaffung eines palästinenischen Staates ist.

von Benjamin Rosendahl

So viel Freude hatte Amerika schon lange nicht mehr in der arabischen Welt ausgelöst. «Bush unterstützt palästinensischen Staat!» titelte die Jerusalemer Zeitung al-Kuds in dicken roten Lettern. «Ein Meilenstein» – lobte Palästinenserpräsident Jassir Arafat, und jordanische Blätter sahen gar eine Balfour-Erklärung für die Palästinenser, wie sie die Briten 1917 für die jüdische Nation abgegeben hatten.

Nicht so die europäische Linke: Die GSOA bezweifelte nicht nur, dass Israel imstande wäre, einen Politikwechsel zu vollziehen, sondern behauptete gar, dass Sharon beabsichtige, «mit Evakuierungen, Säuberungen und Deportationen Fakten zu (...) schaffen», die die Perspektive eines palästinensischen Staates für lange Zeit verbauen würden.

Auch Nichteuropäer, insbesondere innerhalb der Linken, sahen keinen Grund zum Optimismus. Alexander Cockburn von Z-Magazine (für das u.a. auch Edward Said, Arundhati Roy und Noam Chomsky schreiben) berichtete über eine Pro-Israel-Lobby, die die Palästinenser am liebsten nach Jordanien vertreiben würde.

Die Verschwörungstheorie eines übermächtigen Israel, das mit Unterstützung der USA die PalästinenserInnen mit dem Ziel der Errichtung «Gross-Israels» vertreiben will, hält sich seit dem Sieg der israelischen Armee im Sechstagekrieg 1967 innerhalb der antizionistischen Linken ungeachtet der Entwicklung der Situation im Nahen Osten hartnäckig.

Stimmt vielleicht der Determinismus Tanyah Reinharts, die behauptet: «Die USA werden derzeit von Falken regiert, die an den unendlichen Krieg glauben, und die Führer Israels sind ohnehin immer scharf auf den nächsten Krieg»? Mitnichten. Seit dem obengenannten Zitat des Spiegels, das übrigens zwei Jahre alt ist (als Bush von einer Vision eines Palästinenserstaats sprach), gab es weder Deportationen noch ethnische Säuberungen, die ja anscheinend das Ziel dieser Israel-Lobby sein sollen (ich frage mich immer, ob die Situation hier in Israel/Palästina nicht schon schlimm genug ist, auch ohne das Halluzinieren apokalyptischer Schreckensvisionen wie das angebliche Massaker in Jenin oder die angeblichen Transferpläne der israelischen Regierung im Kontext des Irakkrieges).

Bushs Engagement für einen palästinensischen Staat

Richten wir das Augenmerk nochmals auf die amerikanische Nahost-Politik: Während Bush jr. vor zwei Jahren von einem palästinensischen Staat als Teil einer Vision sprach, ging er in Akaba weiter und proklamierte, dass die Welt einen palästinensischen Staat brauche. Dass eine Zweistaatenlösung das Beste für beide Seiten dieses Konflikts ist, hat selbst Sharon erkannt; dieser forderte sogar ein Ende der Besatzung. Die Frage ist jedoch, warum der israelisch-palästinensische Konflikt derart im Mittelpunkt des Interesses steht, dass Bush von einem Bedürfnis der Welt nach einem palästinensischen Staat spricht. Geht es der Welt besser, wenn das Blutbad im Nahen Osten aufhört, dasjenige in Kashmir jedoch munter weitergeht? Wenn es einen palästinensischen Staat gibt, während den Kurden dieser verwehrt bleibt? Wenn es demokratische Reformen bei den Palästinensern gibt, während in anderen Regionen wie Lateinamerika die wenigen Demokratien durch pro-amerikanische Diktaturen ersetzt werden?

Was ist es also, das Bush dazu bewegt, Israel/Palästina zum Zentrum der Welt zu machen (ausser seiner christlichen Weltsicht vielleicht)? Hat er gar den Messianismus der GSOA übernommen, die sich darüber auslässt, dass «Im unendlichen Krieg zur Durchsetzung der neuen Weltordnung der Konflikt in Palästina eine zentrale Stellung» habe?

Oder ist auch Bush ein Realpolitiker, dem die Wahl 2004, die antiamerikanische Stimmung der arabischen Welt und Europas nach dem Irak-Krieg und insbesonders die Handelsbeziehungen zum arabischen Markt auch wichtig sind, vielleicht sogar wichtiger als die oben erwähnte heilige Allianz mit Israel?

Uri Avneri hat es so beschrieben: «Bush benötigt ein unbestrittenes Erfolgserlebnis im Nahen Osten. Was könnte es im Fernsehen Besseres / Schöneres geben als ein Bild des Präsidenten der USA, der zwischen den Ministerpräsidenten von Israel und Palästina steht - mit dem Hintergrund des blauen Meeres und sich im Winde wiegender Palmen – und der den beiden leidenden Völkern den Frieden bringt?»

Und somit kommt selbst Avneri, der sich zur antizionistischen Linken zählt, die Israel und Amerika immer im selben Atemzug nennt, zu folgender Schlussfolgerung: «Und nun geschieht es trotz allem. Zwei Jahre später (nach 09-11-2001, Anmerkung des Verf.) ändern die USA ihren Kurs.» Was wird diese Kursänderung bringen? Gibt es mehr Druck auf Israel und seine Politik? Bestimmt. Klar ist auch, dass die Intensität der Intervention Bushs im Nahen Osten nach den amerikanischen Wahlen nachlassen wird. Lässt die USA Israel fallen wie eine heiße Kartoffel? Vielleicht. Eines jedoch ist sicher: Die geheimen Pläne der Allianz zwischen den USA und Israel werden davon nicht beeinflusst. Die hat es nämlich nie gegeben. ■

Benjamin Rosendahl hat an der jerusalemer Hebrew University «Middle Eastern Studies» studiert und ist in der zionistischen Friedensbewegung aktiv.

Braune Brause fürs Volk

Mecca-Cola wurde zum neuen Lifestylegetränk urbaner Gutmenschen. Dass es aber dessen Entwicklern zuletzt um die immer wieder behauptete Unterstützung palästinensischer Kinder geht belegt folgender Bericht.

von Alexander Hasgall

Wer zwecks Kauf neuer Bluejeans einen Laden der Lifestylekette «Speed Company», welche in über einem Dutzend schweizer Städte vertreten ist, betreten will, der staunt nicht schlecht. Umrahmt von Schaufensterpuppen mit den neuesten «miss sixty» Tops und «Diesel» Jeans, nimmt man – unter einer grossen Peace-Fahne – die Aufforderung «trink engagiert» wahr, sieht man schön ausgeschmückt PET-Flaschen mit der Aufschrift «Mecca-Cola» und liest – schaut man genauer hin – die Bitte, man solle besagtes Getränk nicht mit Alkohol trinken. Doch kein religiöses Erweckungserlebnis brachte den Geschäftsführer auf die Bahnen islamischer Tugend. Die Symbole «westlicher Dekadenz und Unmoral», die String-Tangas und Jeansjäckchen sind geblieben, doch sie verlocken gemeinsam mit Koranversen und der Al-Aksa-Moschee.

Geht man verwirrt weiter, beispielsweise in die Kneipe des Zürcher Studiokinos «Xenix» der nächste Schreck. Bei der Bestellung einer Coca-Cola, erntet man zuerst ein säuerliches «Haben wir nicht!», gefolgt von einem «aber Mecca-Cola, das kannst du haben!». Dabei zeichnet sich ein schelmisches Grinsen auf dem Gesicht des Barkeepers ab, als wäre er ein Schuljunge, der gerade seiner Lehrerin einen Frosch in die Aktentasche gepackt hat.

Bei so viel Schalk fragt man nicht gerne nach, und so wusste keiner der angefragten Verkäufer, wer Mecca Cola herstellt, und welche Projekte man mit dem engagierten Trinken unterstützt. Dabei gibt es bezüglich Mecca-Cola einiges zu entdecken, was nicht unbedingt auf Frieden und Menschlichkeit hinweist, sondern auf antizionistische Hetze und islamischen Fundamentalismus.

Mathlouthis Imperium

«Erfinder» von Mecca Cola ist der Franco – Tunesier Taoufik Mathlouthi. Nachdem Mathlouthi von der iranischen «ZamZam-Cola» – seit Jahren im Heimatland ein Verkaufsschlager – keine Vertriebslizenz erhalten hat, entschied er sich, die antiamerikanische Welle anderweitig auszunutzen und den Weltkonzern aus Atlanta mittels eines eigenen Getränks das Fürchten zu lehren. Der Name war schnell gefunden: Mecca sollte für den Erfolg am Markt bürgen. Der heilige Ort der Muslime konnte gleichzeitig als Label und Programm dienen. Diejenigen, denen der Markenname doch allzu religiös klingt, beruhigt Mathlouthi damit, dass «Mecca» auch der Name eines nordamerikanischen Indianerstammes sei, der von weissen Einwanderern vernichtet wurde[1].

Man könnte annehmen, hier wolle ein kleiner Geschäftsmann Profit aus der weltweiten antiamerikanischen Welle ziehen. Doch weit gefehlt, für Mathlouthi ist Mecca-Cola kein (profitabler) Jux, sondern ein «act of protest against the American politics and also against the crimes of Zionism.» Solcherlei Protest bewegt Mathlouthi schon seit Kinderjahren. Nach eigenen Angaben setzt er sich seit seinem 11. Lebensjahr für die palästinensische Sache ein. Damals ging er noch von Tür zu Tür, um für den «Befreiungskampf» seiner palästinensischen Brüder und Schwestern. Heute ist er stolzer Besitzer eines Radiosenders, fungiert als Gründer der Partei «France Plurielle», sowie der Organsation ONACRAM (Organisation Nationale Contre le Racisme et l'Antisémitisme à l'égard des Arabes et des Musulmans). Ausserdem treibt er verbissen die Gründung eines eigenen TV-Senders (TV Liberté) voran .

Dass sich die ONACRAM auf die Bekämpfung des «Antisemitismus (!) gegen Araber und Muslime» beschränkt, liegt auch im Interesse ihres Gründers. Ansonsten müsste sich besagte Organisation erst einmal mit des Gründers Hausmedien beschäftigen. Radio Méditerranée, Mathlouthis Haussender, erreicht aus Paris hauptsächlich die in Frankreich lebenden Muslime, welche er mit Musik und Information – beziehungsweise mit dem, was Mathluthi unter Information versteht – versorgt. Solche dient meistens der «Sache Palästinas». Gemäss Berichten des französischen Magazins «Le nouvel observateur»[2] bezeichnet Mathlouthi in seinem Sender Mordattentate islamistischer Terroristen in Israel als «incident» (Zwischenfall), bei dem der «Selbsmordattentäter und dessen Mut den Respekt der Gesamtheit der Moslems weltweit verdienen.» Israel spricht er nicht einmal terminologisch eine Existenzberechtigung zu, viel lieber spricht er von der «entité sioniste promise à disparaître» (zionistische Einheit die verschwinden wird), die Sozialistische Partei Frankreichs bezeichnet er als «Partie sioniste» und den Fall des ehemaligen Premierministers Jospin als «Niederlage für die jüdische Lobby.»

So bildet also antizionistische Hetze die Geschäftsgrundlage Mathlouthis, der er auch in seinem noch in den Startlöchern befindlichen Fernsehsender frönen wird. Als er im Oktober 2002 vom pro-arabischen «Saphirnet»[3] befragt wurde, ob sein projektierter Fernsehsender «Tele-Liberté» in die Fussstapfen des Quatarischen Fernsehsenders Al-jazeera treten möchte, verneinte er mit dem leicht paranoiden Hinweis, dass hinter Al-jazeera die USA stehe und Al-jazeera «gemeinsame Sache mit Bush und Israel» mache. Ziel seines Fernsehsenders sei es, das politische Bewusstsein der Moslems zu steigern, für die «legitimen Rechte des palästinensischen Volkes zu kämpfen» und Diktaturen zu bekämpfen.

Bis heute ist Tele-Liberté, vor allem aus finanziellen Gründen, noch nicht auf Sendung. Dies könnte sich jedoch bald ändern. Im nämlichen Interview weist Mathlouthi darauf hin, dass Mecca-Cola unter anderem der Finanzierung seines neuen Senderkindes dienen solle.

Die Gute Sache

Doch was ist mit den karitativen Zwecken, denen Mecca-Cola dienlich sein soll? Gemäss Flaschenetikette werden 20% des Erlöses je zur Hälfte in Europa und in den Palästinensergebieten wohltätigen Institutionen gespendet. Dazu sind Informationen nur schwer erhältlich. Dies unter anderem, weil keine unabhängige Organisation über die Verteilung wacht. Mathlouthi selbst verweist bei Nachfrage auf sei-

nen «guten Willen» (bonne foi), der für die gerechte Verteilung seiner Gelder garantiere. Bei besonders kritischen Nachfragen verweist Mathlouthi auf das Jahresende. Dann werde das Geld von einer eigens gegründeten Stiftung verteilt.

Es gibt jedoch einige Anhaltspunkte, die darauf hinweisen, wohin das Geld wandert. Auf der Homepage von Mecca-Cola[4] werden Dankesschreiben einer Organisation namens «Comité de Bienfaisance et de Soutien aux Palestiniens» (CBSP) veröffentlicht, welche eine Spende über 2000 Euro erhalten hat. Das CBSP gilt als NGO mit höchst zweifelhaftem Ruf. Das American Jewish Comitee stellte in einer Veröffentlichung 2001 eine Verbindung zwischen der Hamas und CBSP her.[5] Die israelische Regierung hat das Comité im Mai 1997 verboten. In einem Terrorismusbericht wird das CBSP als der Hamas nahestehend bezeichnet.[6] Die CBSP selbst verweist gerne auf ihren Einsatz für die Bildung palästinensischer Kinder. Ob sie unter «Bildung» eher das Erlernen des kleinen Einmaleins oder den Jihad versteht, darüber breitet sie jedoch in der westlichen Öffentlichkeit den Mantel des Schweigen aus. Geographie ist deren Sache auf jeden Fall nicht: In einer Karte Israels und der Westbank ist zwar der arabische Vorort Jaffa verzeichnet, die Grossstadt Tel Aviv wurde schlichtweg «vergessen».

Kindersoldaten als Promotionsinsignien

Dass dies keine Ausrutscher sind, dass der gebetsmühlenartig immer wieder formulierte Verweis, Mecca-Cola wolle keinesfalls Gewalt unterstützen, nichts als eine Worthülse ist, zeigt sich auch an der Aufmachung ihrer Website[7]. Da begegnen einem martialische Bilder von Kindern, welche mit Zwillen auf den Betrachter zielen oder von vermummten Jugendlichen, die mit Molotowcocktails abgebildet werden. Darüber thront die Al-Aksa-Moschee.

Auch in der Selbstdarstellung von Mecca-Cola ist nur wenig Dialogbereitschaft und Interesse an Aufklärung zu finden. Anstoss zur Gründung von Mecca-Cola habe der Umstand geboten, dass «auch das muslimische und arabische» Kapital zum grössten Teil die Form des «wildesten materialistischen Kapitalismus» angenommen habe. Als Antwort darauf verschreibt sich Mecca-Cola dem «charity Business» (wohl eine Art vergeistigter, materieloser Kapitalismus). Das «charity business» befasse sich unter anderem mit dem Umstand, dass «das palästinensische Volk» «die unaushaltbarsten und dringlichsten Leiden (...) erduldet.» Besagtes Volk erleide «inmitten des allgemeinen Desinteressens» die «schändlichsten und niederträchtigsten Handlungen der Apartheid und des zionistischen Faschismus.»

Das Interesse am Schicksal der Palästinenser ist aber offenbar doch gross genug, dass die Verkaufszahlen boomen. Das Schwadronieren über den «zionistischen Faschismus» und das Portraitieren kleiner Kinder als Kamikazekämpfer scheint den Absatz nur zu fördern.

Selbstethnifizierung und Lifestyleprodukt

Man stelle sich vor, jemand produziere ein «Assisi Bier», packe den heiligen Franziskus aufs Etikett und weise darauf hin, man dürfe es nicht in Stripteaselokalen konsumieren, dafür gingen 20% an den Opus Dei. Dieses Getränk würde es höchstens zum Partygag auf dem katholischen Weltjugendtag schaffen, zum Lifestyleutensil jedoch keineswegs. Sobald es aber gegen Amerika und die Juden geht, ist nichts zu peinlich. Mecca Cola hat eine wahre Erfolgsgeschichte hinter sich. Bis anhin seien in den ersten Monaten seit der Lancierung Ende 2002 über 30 Millionen Flaschen verkauft worden, und bis Ende 2003 sollen eine viertel Milliarde Flaschen über den Ladentisch gehen. Schon werden neue Produkte entworfen: beispielsweise ein «Hallal fried Chicken», oder «Mecca-Café.»

In seinem Mutterland, in Frankreich, schwimmt Mecca-Cola auf einer Welle von Selbstethnifizierung arabischer Einwanderer, welche sich mittels einer immer totaleren Schattenökonomie immer mehr vom Rest der französischen Gesellschaft abgrenzen. Marc Knobel, Forscher des «Conseil Représentativ des Institutions juifs de France» (crif), konstatiert eine enorme Werbeoffensive für Mecca-Cola auf Mathlouthis Medien, aber auch auf einer Unmenge muslimischer Websites. Hauptslogan sei «Moslems trinken Moslemisch.» Bei Mecca-Cola gehe es seiner Ansicht nach nicht, wie bei anderen als kosher oder halal deklarierten Produkte, um die Befriedigung spezifischer kultischer Bedürfnisse, sondern um eine eigentliche Form des «Kampfs der Kulturen», und um eine gefährliche Vermischung von politischen und ökonomischen Interessen.

Anders in der Schweiz. Hier hat sich Mecca-Cola zu einem Identifizierungsobjekt derjenigen Kreise gemausert, die bis anhin vor allem mittels der regenbogenbunten Peaceflagge Identität geschöpft haben. Während die Forderung nach Frieden wenigstens grundsätzlich ehrenwert ist, haftet Mecca-Cola das reine Ressentiment an. Mecca-Cola verkauft sich über das Gefühl, endlich etwas «gegen Israel» tun zu müssen. Hier materialisiert sich der Wunsch, dem Unbehagen in der modernen Warenwirtschaft mittels Rückgriff auf eine Ware zu begegnen, deren öffentliches Auftreten sich modernster Marketingtechniken bedient, sich jedoch selbst als Gegenprodukt zur westlichen Moderne verkauft. Mecca-Cola-Trinken suggeriert eine Rebellion gegen eine als totalitär empfundene Warengesellschaft, ist jedoch als reines Marketingprodukt selbst ihr extremer Ausdruck. Als Akte angepasster Revolte bieten sich Produkte wie Mecca -Cola gerade denjenigen Individuen als Identifikationsobjekt an, welche bis anhin ihre Identität eher von der richtigen Turnschuhmarke abhängig machten und welche dem Unbehagen über ihre eigene Verdinglichung nur durch Rückgriff auf eine völkische Ideologie zu entrinnen vermeinen. ■

1) Dieser immer wieder formulierte Hinweis auf den vernichteten Mecca-Indianer-Stamm wurde von der Presse gerne und kritiklos übernommen. Leider wurde trotz Konsultation der Fachliteratur kein Hinweis auf einen Stamm dieses Names gefunden.

2) Le Nouvel Observateur, 6. Februar 2003.

3) www.saphirnet.info

4) www.mecca-cola.com

5) www.ajc.org

6) Lage- und Gefährdungsanalyse Schweiz nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001. Botschaft des Bundesrats vom 26. Juni 2002.

7) www.mecca-cola.com

«Sogar die Käseschnitten macht er selber»

Wie der Zürcher Stadtrat mit seinen Vorschlägen für eine «Neue Schweizerische Asylpolitik» Zwangsarbeit für Asylsuchende einführen will.

von Simone Wassmer

Im Vergleich zu anderen europäischen Staaten sind in der Schweiz Bürgerinitiativen relativ selten. Doch gibt es zwei Dinge, die des Volkes Seele hochkochen lassen und ein Stein des Anstosses sind: Zum einen der Fluglärm, gegen den sich in verschiedenen zürcherischen Gemeinden Komitees zusammengeschlossen haben, zum anderen «Durchgangszentren» für Asylsuchende. Unterdessen ist es beinahe ein Naturgesetz, dass sich – sobald an einem Ort Asylbewerber einquartiert werden sollen – dagegen sofort ein Aktionskomitee bildet. So gelang es der Gemeinde Vugelles im Waadtland, die Aufnahme von Asylsuchenden durch monatelangen Widerstand zu verhindern. Man liess sich dafür allerhand einfallen – Höhepunkt war die Entzündung eines Holzkreuzes auf einer Anhöhe. Im Zürcher Nobelquartier Witikon sollten Asylbewerber in einer Zivilschutzanlage in der Nähe des Schulhauses einquartiert werden. Nicht etwa gegen die unmenschliche Unterbringung regte sich der Widerstand von IGEL (Interessengemeinschaft Eltern Schulhaus Looren), sondern gegen die Unterbringung von Asylsuchenden im Wohngebiet und dann auch noch neben einer Schule. Erst nachdem die dauernde Präsenz eines Securitas-Mitarbeiters, die Einrichtung einer Hotline und die klare Begrenzung des Gebietes, in dem sich die Asylsuchenden aufhalten dürfen, verbunden mit harten Sanktionen gegen Verstösse zugesichert wurden, gaben die Anwohner zögerlich nach. Solche Bürgerinitiativen verhelfen den sich Zusammenschliessenden zu einem sonst nie erreichten Zusammengehörigkeitsgefühl und einer Abwechslung im als langweilig empfundenen eigenen Leben. Muriel Sponagel von IGEL beklagte sich denn in der NZZ vom 13. Januar auch darüber, dass in Witikon wieder «langweilige Normalität» eingekehrt sei.

Mit dem Ruf nach Verschärfungen im Asylbereich lassen sich in der Schweiz Stimmen gewinnen, wie der anhaltende Erfolgskurs der SVP (Schweizerische Volkspartei) zeigt. Am 24. November letzten Jahres kam eine von dieser Partei lancierte Asylinitiative zur Abstimmung, deren Ziel es war, alle Asylsuchenden, die aus Nachbarländern in die Schweiz einreisen, sofort und ohne Anhörung wieder abzuschieben. Die Initiative wurde mit 50,1% Nein-Stimmen nur äusserst knapp verworfen, nicht etwa aus humanitären Überlegungen, sondern weil sie als untaugliches Mittel zur Verringerung der Zahl von Asylsuchenden erachtet wurde, wie eine Umfrage zeigt. Über 70% der Stimmenden waren laut Vox-Analyse der Meinung, dass die schweizerische Asylpolitik im Vergleich zur Praxis in den umliegenden Ländern zu grosszügig angelegt sei und dass die Wegweisung bei Ablehnung eines Gesuches zu wenig konsequent gehandhabt werde. Letztere Aussage wurde auch von 56% der befragten WählerInnen der SP (Sozialdemokratische Partei) unterstützt; dies vor dem Hintergrund , dass die Schweiz europaweit eine der schärfsten Gesetzgebungen im Asylbereich hat, sowohl was die Aufnahmeregelungen als auch was die Lebensbedingungen der Asylsuchenden anbelangt.

Zurück zum Arbeitszwang des 2. Weltkriegs?

Arbeit statt Fürsorge

Ende Januar diesen Jahres erliess der Zürcher Stadtrat einen «Dringenden Aufruf an Bund und Kantone» unter dem an einen Notstand gemahnenden Titel «Asylpolitik: Nur so kommen wir weiter!» Um die Dramatik der Situation zusätzlich zu unterstreichen, wählte der Stadtrat ein für ein Exekutivgremium absolut unübliches Vorgehen: Die Veröffentlichung des Aufrufs als bezahltes Inserat in grossen schweizerischen Tageszeitungen. Das Vorgehen verfehlte die Wirkung nicht, der Vorstoss erhielt in der Presse ein fast durchwegs positives Echo.

Im Einleitungstext begründen die Stadträte ihre Forderungen damit, dass nach der knappen Ablehnung der SVP-Initiative „lediglich immer härtere Vorschläge zur Verschärfung des Asylgesetzes eingebracht werden, die jedoch die Asylfrage nur anheizen". Richtig wird das „kaum mehr zumutbare Niveau" angeprangert, auf das die Lebensbedingungen der Asylbewerber gesenkt werden. Zudem kritisiert der Stadtrat das bestehende Arbeitsverbot, auf Grund dessen Asylbewerber schweizweit drei, in mehreren Kantonen sogar 12 Monate nicht arbeiten dürfen. Was auf den ersten Blick ganz vernünftig aussieht, stellt sich beim Lesen der «10 Regeln für eine Neue Schweizerische Asylpolitik» als Projekt zur Sozialdisziplinierung und zur Nutzbarmachung der Asylsuchenden für die Volkswirtschaft heraus.

Den Kernpunkt der Vorschläge bildet der Grundsatz «Arbeit statt Fürsorge». Die Asylsuchenden, auch sol-

che mit einem Wegweisungsentscheid, sollen zur Arbeit verpflichtet werden können. Als Einsatzmöglichkeiten vorgesehen sind Reinigungsarbeiten in Trams und Bussen sowie an Haltestellen, Aufräum- und Unterhaltsarbeiten auf Strassen, Plätzen und in Pärken, Hilfsdienste in Kantinen und Materiallagern sowie der Unterhalt von Sportanlagen. Einen Lohn für diese gemeinnützige Arbeit sollen die Asylsuchenden nicht erhalten, sondern eine «Entschädigung» oder «Lohnbestandteile», wie das die grüne Stadträtin Monika Stocker im Tages-Anzeiger vom 19. Februar nannte. Die Kosten für den Aufenthalt der Flüchtlinge in der Schweiz sollen von dieser «Entschädigung» abgezogen werden, der Rest wird staatlich verwaltet und dient der «Rückkehrhilfe». Den Asylsuchenden bleibt ein Taschengeld von monatlich 100 bis 150 Franken, in den stadträtlichen Vorschlägen auch «Motivationszulage» genannt.

Besonderen Wert legt der Stadtrat auf die Absicht, mit diesen Arbeitsprogrammen weder Arbeitslose noch das Gewerbe zu konkurrenzieren. Um dies zu garantieren, wolle man eine Begleitkommission schaffen, in der neben Stadtvertretern auch der Stadtzürcher Gewerbeverband und der Gewerkschaftsbund sitzen. Einmal mehr machen sich die Gewerkschaften damit zu Interessenvertretern der einheimischen Arbeiterschaft, auf dass ja kein Ausländer und schon gar kein Asylbewerber einem Schweizer den Arbeitsplatz wegnehme.

Arbeitszwang

Diese Kombination von Arbeitszwang, symbolischer Entschädigung und Arbeiten, die für den Arbeitsmarkt nicht relevant sind und trotzdem dem Gemeinwohl dienen, entspricht ziemlich genau dem Wunschdenken eines Grossteils der Bevölkerung. Die Boulevard-Zeitung «Blick» meldet am 10. Februar: «Während die Politiker diskutieren, hat sich das Volk bereits eine Meinung gebildet. 81% – so eine Umfrage – möchten die Asylbewerber zur Arbeit zwingen.» Stadtpräsident Elmar Ledergerber wehrte sich in mehreren Zeitungsinterviews gegen die Verwendung des Terminus «Zwangsarbeit», doch genau das will der stadträtliche Vorschlag. Das zeigt die Antwort von Monika Stocker in der Wochenzeitung vom 6. Februar auf die Frage nach dem Grund der Arbeitsverpflichtung: «Da gilt in unserer Kultur ein anderes Prinzip. Fürs Leben musst du etwas tun. Das ist es, was viele Leute sauer macht: das Gefühl, die Asylbewerber kommen, haben Unterkunft und Essen und tun nichts. (...) Gleichzeitig muss man bedenken, dass die meisten Asylsuchenden ja doch wieder gehen müssen. Dann aber um zwei Erfahrungen reicher: erstens, dass Leistung/Gegenleistung ein Konzept der industrialisierten Welt ist. Zweitens lernen sie Sprachen und Arbeitstechniken, die sie im Heimatland brauchen können.» Wer so spricht, findet die repressive Asylpolitik mal grundsätzlich in Ordnung, geht davon aus, dass der Grossteil der Asylbewerber aus reiner Abenteuerlust in der Welt herumreist und dass der Rest der Welt nur endlich lernen müsse zu arbeiten, denn die Techniken des «Füdli»- Putzens und Strassenbahnen-Reinigens haben die in Afrika noch nicht gelernt. Einen ähnlich paternalistischen Tonfall schlägt der «Blick» in einem Artikel am 18. Februar an, der die Zürcher Vorschläge unterstützt mit dem Beispiel eines Asylsuchenden, der nach einem negativen Asylentscheid nicht mehr arbeiten darf. «Ali flüchtete vor vier Jahren in die Schweiz, weil er in Nordirak politisch aktiv war und deshalb verfolgt wurde. In Margits Hotel fand er Arbeit – als 'Mädchen für alles', täglich von 15 Uhr bis Mitternacht. Er ging dem Küchenchef zur Hand, putzte, schaufelte Schnee, schleppte Harasse. Ja, mit der Zeit machte er sogar die Käseschnitten selber. Seine Chefin ist voll des Lobes: 'Tipptopp macht er das! Für eine solche Arbeit finde ich ohnehin keinen Einheimischen.'» Die Wirtin versteht nicht, warum die Fürsorge bezahlen soll, wenn er doch bei ihr arbeiten könne. Ihr Interesse an einer Weiterbeschäftigung des Asylsuchenden dürfte vor allem auf den tiefen Lohnkosten gründen. Etwa zwei Drittel der Flüchtlinge, die eine Arbeit gefunden haben, sind im Gastgewerbe tätig. Wie eine Studie unlängst gezeigt hat, verdienen afrikanische Asylsuchende bei sonst gleichen Bedingungen fast 40% weniger als einheimische Arbeitskräfte, was immer noch viel Geld ist verglichen mit der «Motivationszulage» des Stadtrates.

Die Vorschläge des Stadtrates sind weder mutig, noch führen sie zu einer grundsätzlich neuen Debatte. Im Gegenteil unterstützen sie den Verwertungs- und Sozialdisziplinierungsgedanken eines Grossteils der Bevölkerung. Davon zeugen die Leserbriefseiten: Mario Stutz aus Rickenbach SG attestiert dem Stadtrat in einem Leserbrief an die Sonntagszeitung vom 9. Februar, er habe mit seinen Vorschlägen «bestimmt des Volkes Seele» getroffen. Denn: «Besonders ein Arbeitszwang bis zur Entscheidung über den Asylantrag ist doch ein Schritt in die richtige Richtung. So kann vermieden werden, dass Asylbewerber nicht einfach herumlungern und Zeit haben, darüber nachzudenken, wie sie illegal zu Geld kommen, sondern für uns Steuerzahler einen Mehrwert schaffen, indem sie für Arbeiten eingesetzt werden, die nicht unbedingt von Schweizern erledigt werden wollen.»

Kriminelle ausschaffen

Klar wird die Stossrichtung der «10 Regeln» dann unter den Punkten 7 und 9, nämlich der Forderung nach der Beschleunigung der Asylentscheide und der sofortigen Ausschaffung von kriminellen Asylbewerbern. Die Menschenrechtsgruppe «augenauf» macht in ihrem Bulletin klar, dass es dem Stadtrat mit der Forderung nach einer Beschleunigung der Entscheide nur um einen Abbau der ohnehin wenigen und schlecht nutzbaren Rechtsmittel für Asylsuchende gehen könne. Das Verfahren sei mit Schnellentscheiden am Flughafen, Nichtbeachtung von Beweisen unter dem Etikett «Widersprüche» und der pauschalen Abweisung von Flüchtlingen aus «safe countries» sowieso bereits höchst zweifelhaft.

Die Ausschaffung von kriminellen, also verurteilten Asylsuchenden begründet der Stadtrat folgendermassen: «Es geht nicht an, dass Menschen unsere Gesellschaft um Hilfe und Gastfreundschaft bitten und gleichzeitig diese Gesellschaft schädigen, indem sie kriminelle Taten begehen.» Quintessenz der stadtzürcherischen Vorschläge: Die Asylsuchenden sollen den gesunden Volkskörper nicht schädigen, sondern – wenn sie denn schon hierher kommen – durch gemeinnützige Zwangsarbeit einen volkswirtschaftlichen Nutzen erbringen. ■

Negative Dialektik gegen Bewegungslinke

Die Neue Linke ist gekennzeichnet durch ein Praxisgebot, das längst zum Selbstzweck geworden ist. Der kritische Gedanke wird mit Argwohn und Misstrauen betrachtet; Theorie ist höchstens als Handlungsanleitung interessant. Mit Adorno lässt sich gerade darin ein wichtiger Grund dafür diagnostizieren, weshalb die Bewegungslinke immer mehr in offen reaktionäre Gefilde abdriftet.

von Lukas Germann

«Die Liquidation der Theorie durch Dogmatisierung und Denkverbot trug zur schlechten Praxis bei; dass Theorie ihre Selbständigkeit zurückgewinnt, ist das Interesse von Praxis selber.» (ND, S. 146/147)

Die Linke, gerade die sogenannte ausserparlamentarische, definiert sich über das, was sie unter Praxis versteht. Diese besteht in der regelmässigen Teilnahme an den einschlägigen Events. Entpolitisierung heisst so viel wie unentschuldigt fernbleiben. «Ausser man tut es...» hiess einmal eine vor das Hauptabendprogramm geschobene Sendung des schweizer Fernsehens, in der allerlei Hilfsprojekte ihre Aktivitäten vorstellen konnten. «Ausser man tut es...» ist längst zum Motto, ja zum alleinigen Kriterium der Bewegungslinken geworden. Was da getan wird, ist sekundär, weshalb und wozu sogar gänzlich unwichtig. Grundsätzliche kritische Auseinandersetzungen mit Theorien, die Vorantreibung eines eigenen kritischen differenzierten Denkens wirken bloss zersetzend für eine Bewegung, die sich ganz über ihr Bewegtsein definiert. Man weiss ja, was man ist: im besten Fall noch gegen Staat und Kapital, im schlimmeren Subsistenzromantiker, Tobin-Anhänger, Ethno-Ontologe oder Anarcho-Barbar. Darüber hinaus will man auf keinen Fall; da müsste man ja die eben gewonnene Heimat hinterfragen und die liegt in der Aufrechterhaltung des Protestbetriebs als solchem. Totale Borniertheit ist da kein Problem, solange je nach Vorliebe die Fahnen wehen, die Schaufensterscheiben krachen oder die Unterschriften unter der Bürgerinitiative sich vermehren. Gleich wie in der Gesellschaft draussen ist die leere Aufrechterhaltung des Betriebs als solchem zum Selbstzweck erstarrt. Wo unter der totalen Quantifizierung alles Qualitative ausgemerzt wird, kann keine Quantität mehr in Qualität umschlagen.

Misslungene Verwirklichung der Philosophie

Karl Marx warf einmal den Philosophen in einem viel zitierten Satz vor, sie hätten die Welt nur verschieden interpretiert, es komme aber darauf an, sie zu verändern. (MEW, Bd. 3; S. 535) So polemisierte Marx gegen die Selbstzufriedenheit der philosophischen Spekulation, die ob ihrer Verhärtung in der Geschlossenheit ihres Systems und wegen ihres Standpunktes auf dem Boden der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft das, was den Kern ihrer Wahrheit ausmacht – der wirkliche Mensch und seine Emanzipation – aus sich ausschliessen musste. Nicht verwirklichen lasse sich die Philosophie, ohne sie aufzuheben, aber auch nicht aufheben lasse sie sich, ohne sie zu verwirklichen. (MEW, Bd. 1; S. 384)

Die Verwirklichung der Philosophie ist aber ausgeblieben. Uneingeholt steht sie vor dem Praxisgebot, das sich die Linke in Marx' Nachfolge, ohne die Dialektik seines Satzes zu verstehen, auferlegt hat, bis zur betäubenden Dummheit der heutigen Massenprotestbewegungen, die in ihrer gänzlichen Theorielosigkeit unter all ihren Gewaltdiskussionen und Eventbesprechungen endlich sich als offen reaktionär erweisen. Dies ist unter anderem auch die Folge eines Praxisgebots, das sich gegen alles, was nicht unter den einmal angeschlagenen Betrieb fällt, spröde, gleichgültig oder offen feindselig zeigt. Der Kritik der Philosophie, die in ihrer Selbstgefälligkeit und Geschlossenheit nicht nur das ihre Wahrheit bildende Versprechen der möglichen Befreiung des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit nicht einlösen kann, sondern es in ihrem Gang sogar aus sich ausmerzen muss, hat heute eine nicht minder radikale Kritik einer selbstgefälligen Praxis zu folgen, die den emanzipatorischen Gedanken und die Hoffnung auf die Möglichkeit seiner Verwirklichung so vollkommen aus sich ausgeschieden hat, dass sie in ihrem Kreisen um sich selbst, in totaler Entmündigung ihrer Exekutoren, zum Organ von Repression und Entmenschlichung geworden ist. Einer solchen leeren Praxis gegenüber wird der kritische Gedanke und die mühselige Arbeit des Begriffs zum notwendigen Einspruch: ein unbedingtes Beharren auf der ungewissen Möglichkeit des radikal Anderen, auf dem Anspruch auf Befreiung und Glück für alle. Ein ohnmächtiges Beharren freilich, weil der Gedanke es nie aus sich heraus wird einlösen können – eine Situation, die Adornos Denken eine ungebrochene Aktualität verleiht. «Praxis wird aufgeschoben und kann nicht warten; daran krankt alle Theorie. (...) Was einmal einer besseren Praxis obliegt, und zuteil wird, kann Denken (...) jetzt und hier so wenig absehen, wie Praxis ihrem eigenen Begriff nach je in Erkenntnis aufgeht. Ohne praktischen Sichtvermerk sollte Denken so sehr gegen die Fassade angehen, so weit sich bewegen, wie ihm möglich ist. (...) Das Verzweifelte, dass die Praxis, auf die es ankäme, verstellt ist, gewährt paradox die Atempause zum Denken, die nicht zu nutzen praktischer Frevel wäre.» (ND, S. 242/3)

Negative Dialektik

Doch wie soll ein Denken aussehen, das weder dem totalisierten Praxisanspruch in der Linken, noch dem sich bruchlos gebenden Funktionieren der kapitalistischen Produktionsverhältnisse mitsamt ihrem ideologischen Kitt verfallen will, ohne in die Abgehobenheit der alten idealistischen Systeme zurückzufallen? Ein Denken, das beides sein muss, bestimmt und offen, kompromisslos, ohne sich selbst wieder zu verhärten?

Ein Denken, das dem falschen Bestehenden sich gewachsen zeigt und über es hinaus weist, muss eines

sein, das sich nie in sich beruhigt, das nie bei sich stehen bleibt, nie mit sich selbst zufrieden ist, ein Denken, das «seine Gegenstände nicht in ihrem Begriff aufgehen lässt» (ND, S. 17). Der einfache, bestimmte Widerspruch gerät genauso unter das Gesetz totaler Identifizierung dessen, was als nicht Verwirklichtes offen sein sollte, wie das affirmative Denken und stellt sich dadurch selbst ruhig, verbannt aus sich die Male dessen, was noch nicht ist und objektiv nach Erlösung verlangt. Wahrheit gibt es nicht als fixierte, sie darf aber nicht der Beliebigkeit weichen. Nur Dialektik kann dem gerecht werden, ein Denken, das Widersprüche auszuhalten unternimmt und nicht in sich die Lösung finden zu können vermeint. «Das Differenzierte erscheint so lange divergent, dissonant, negativ, wie das Bewusstsein der eigenen Formation nach auf Einheit drängen muss: solange es, was nicht mit ihm identisch ist, an seinem Totalitätsanspruch misst. Das hält Dialektik dem Bewusstsein als Widerspruch vor.» (ND, S. 17)

Im Gegensatz zur «positiven» Dialektik Hegels oder in gewissem Sinne auch noch Marx', in der Negation immer bloss das Mittel zum Zwecke eines sich aus der Negation dieser Negation wieder herstellenden Positiven ist, die also in ihrer Bewegung sich doch immer wieder zu versöhnen trachtet, will Negative Dialektik sich von derlei affirmativem Wesen befreien (Vergl. ND, S. 9). Ihre Negativität ist eine in doppeltem oder gar dreifachem Sinne. Sie ist eine gegenüber dem falschen Bestehenden und dessen Totalitätsanspruch, sie ist aber auch eine gegenüber sich selbst, da sie sich nie mit sich selbst zufrieden geben kann, unversöhnlich gegen die eigene Ohnmacht und jeden Versuch, sich in ihr einzurichten. Und sie ist nicht zuletzt auch eine gegenüber allen Versuchen der positiven Fixierung eines anzustrebenden Ziels, der positiven Fassung der Ausgestaltung einer befreiten Menschheit, denn eine solche Fixierung muss unter dem falschen Bestehenden, in dem es kein Richtiges gibt, notwendig repressiv geraten. Wenn AktivistInnen gegen den G8-Gipfel in Evian allen Ernstes ihre Widerstandscamps als Vorboten einer neuen Gesellschaft bezeichnen, so ist das nur ein besonders absurder Ausdruck davon.

«Nach Auschwitz»

Adornos ganzes Denken ist ganz wesentlich ein Denken nach Auschwitz. Schon die zusammen mit Max Horkheimer verfasste Dialektik der Aufklärung aus dem Jahr 1944 beginnt mit der Formulierung der Aporie, vor der sich alles emanzipatorische Denken im Angesicht des Grauens findet: «Die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils.» (DdA, S. 19) Auschwitz hat nicht nur allen Glauben an einen kontinuierlichen menschlichen Fortschritt unwiederbringlich zerstört, sondern lässt ihn angesichts der Toten geradezu als ruchlos erscheinen. Die Shoa lässt kein sinngebendes Denken mehr zu. Wer fordert, die Millionen dürften nicht sinnlos gestorben sein, frevelt schon dadurch an der Sinnlosigkeit ihres Todes, funktionalisiert ihn in neuer Affirmation. Als Maxime des Handelns bleibt nur die Neuformulierung des kategorischen Imperativs: «Hitler hat den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen: ihr Denken und Handeln so einzurichten, dass Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe.» (ND, S. 358) Darüber hinaus weist nur noch eine sich gegenüber dem Bestehenden zur Negativität verdichtende Hoffnung auf das Andere. Von dem Bestehenden und erst recht von dessen affirmativen KritikerInnen aus gesehen, wird solcherlei Negativität zum Nihilismus. Gerade dieser wird paradoxerweise zum Träger von Hoffnung gegenüber dem wirklichen Nihilismus der bürgerlichen Ideologen sowie der WeltverbessererInnen, die sich letztlich alle ihrer falschen Heimat gewiss sind. «Nihilisten sind die, welche dem Nihilismus ihre immer ausgelaugteren Positivitäten entgegenhalten, durch diese mit aller bestehenden Gemeinheit und schliesslich dem zerstörenden Prinzip selber sich verschwören. Der Gedanke hat seine Ehre daran, zu verteidigen, was Nihilismus gescholten wird.» (ND, S. 374) Diese Verteidigung gilt insbesondere den Werken fortgeschrittener Kunst, die als abstrakt, weltfremd oder eben nihilistisch gelten.

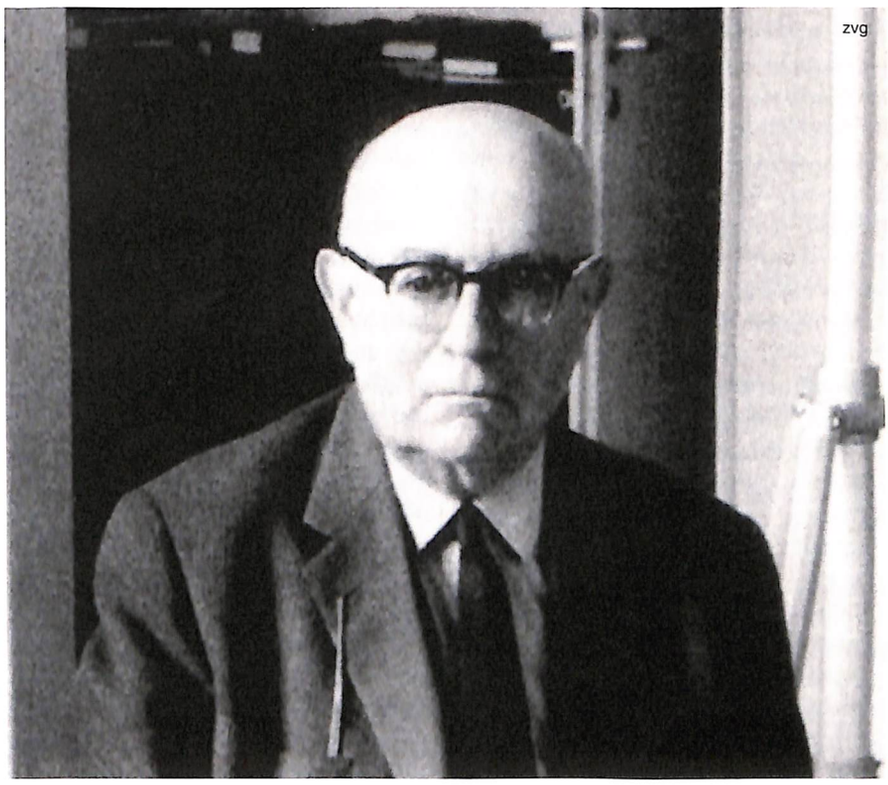


Foto mit Selbstauslöser - Theodor W. Adorno 1963

Kunst und Nihilismus

Der grösste Nachteil der Kunst ist gleichzeitig ihr grosser Vorzug: ihr wesentlicher Scheincharakter. Indem Kunstwerke Schein sind, eine andere, eigene Realität behaupten,

heben sie sich von der empirischen Welt ab, treten a priori in ein polemisches Verhältnis zu derselben: «Indem sie von der empirischen Welt, ihrem Anderen, sich trennen, bekunden sie, dass diese selbst anders werden soll, bewusstlose Schemata von deren Veränderung.» (ÄT, S. 264) Der Schein der Kunstwerke wird so zum Träger ihrer Wahrheit. Gleichzeitig aber ist ihr Scheincharakter immer auch ihr grosser Makel, ihre Teilhabe an der Lüge, es sei etwas, das nicht ist. Kunstwerke versprechen etwas, das sie aus sich heraus nie einlösen können. Dadurch tendieren sie zum falschen Trost, zur letztlich missglückenden, weil dem Bestehenden gegenüber affirmativen Sublimation. Erst Werke, die sich davon ein Bewusstsein erworben haben, vermögen über sich hinauszuweisen, die in ihnen gespeicherten Bedürfnisse, ihren Wahrheitsgehalt als dem Bestehenden und sich selbst gegenüber negativen, unerfüllten, aber nach Erfüllung Drängenden, auszudrücken. Solche Werke bewegen sich aber stets ganz am Rande des Verstummens, weil sie sich selbst nie genügen können und weil es im Falschen keine auch noch so feine Sprache des Richtigen geben kann. Adorno nennt das Beispiel Samuel Becketts: «Beckett hat auf die Situation des Konzentrationslagers, die er nicht nennt, als läge über ihr Bilderverbot, so reagiert, wie es allein ansteht. (...) Als einzige Hoffnung dämmert, dass nichts mehr ist. Auch die verwirft er. Aus dem Spalt der Inkonsequenz, der damit sich bildet, tritt die Bilderwelt des Nichts als Etwas hervor, die seine Dichtung festhält. Im Erbe von Handlung darin, dem scheinbar stoischen Weitermachen, wird aber lautlos geschrien, dass es anders sein soll.» (ND, S. 373/374) Nur am Rande des Verstummens kann die Kunst die Bedürftigkeit nach radikaler Veränderung, nach Glück und Erlösung, die positiv zu nennen sie sich hütet, als eine Wahrheit mobilisieren.

So bilden die grossen Werke der Kunst einen negativen und äusserst fragilen Zufluchtsort für die Hoffnung auf das Andere, die im totalisierten Betrieb der verwalteten Welt keinen Ort haben kann. Das Ende der Kunst im totalen Verstummen wird dadurch aber nicht nur ständig in Kauf genommen, sondern als Moment ihrer Wahrheit impliziert. Denn die grosse, sich negativ und asketisch behauptende Kunst will nicht das letzte Wort haben. Ihrer Wahrheit gemäss warten Kunstwerke auf ihre Aufhebung. Sie gebären sich im Zeichen ihres Endes, dessen Implikation wesentlich ihren transzendierenden Gehalt bildet. Negativ birgt sich ihnen die revolutionäre messianische Hoffnung, deren Verwirklichung so ungewiss wie objektiv notwendig bleibt.

«Narretei ist Wahrheit in der Gestalt, mit der die Menschen geschlagen werden, sobald sie inmitten des Unwahren nicht von ihr ablassen. Noch auf ihren höchsten Erhebungen ist Kunst Schein; den Schein aber, ihr Unwiderstehliches, empfängt sie vom Scheinlosen. Indem sie des Urteils sich entschlägt, sagt sie, zumal die nihilistisch gescholtene, es sei nicht alles nur nichts. Sonst wäre, was immer ist, bleich, farblos, gleichgültig. Kein Licht ist auf den Menschen und Dingen, indem nicht Transzendenz widerschiene. Untilgbar am Widerstand gegen die fungible Welt des Tauschs ist der des Auges, das nicht will, dass die Farben der Welt zunichte werden. Im Schein verspricht sich das Scheinlose.» (ND, S. 396/397) ■

Literatur:

Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente (1944); in: Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 3; Frankfurt a.M. 1997 (Suhrkamp).

Theodor W. Adorno, Negative Dialektik (1966); in: GS, Bd. 6.

Theodor W. Adorno, Ästhetische Theorie (1969); in: GS, Bd. 7.

Karl Marx, Thesen über Feuerbach (1845/1888); in: Marx/Engels, Werke, Bd. 3; Berlin 1969 (Dietz).

Karl Marx, Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung (1843/44); in: MEW; Bd. 1.

RISSE
ANALYSE UND SUBVERSION

NACH-BESTELLEN

NR. 1
ANTISEMITISMUS AUF DEM VORMARSCH
BERGIER-BERICHT
WARUM DER ERWARTETE AUFSCHREI AUSBLEIBT
ZIVILGESELLSCHAFT
DAS NEUE SCHLAGWORT DER STAATSTREUEN
RADIKALE KUNST
ZWISCHEN WIDERSPRUCH UND FALSCHEM TROST

NR. 3
AMERIKA ZUR GRENZE ZWISCHEN KRITIK UND RESSENTIMENT
IRAK
KEINE FRAGE VON KRIEG UND FRIEDEN
SLANSKY-PROZESS
ZUR GENESE DES «LINKEN» ANTIZIONISMUS
FOUCAULT – MARX
ÜBER EINE TÄUSCHENDE VERWANDTSCHAFT

NR. 4
FRIEDE DEN ABZOCKERN KRIEG DER SOZIALPARTNERSCHAFT
ANTI-WEF
NATIONALER WIDERSTAND?
SOZIALSTAAT
DEMOKRATISIERUNG DES AUSNAHMEZUSTANDS
GRUPPE 47
BLIND FÜR DEN ANTISEMITISMUS

JETZT BESTELLEN
PRO EXEMPLAR: SFR 6.- / € 4.-
RISSE MAGAZIN
POSTFACH 3119
CH-8021 ZÜRICH
WWW.RISSE.INFO

Verrannt und talmudistisch: Adornos Philosophie des Nichtidentischen

Das Beharren auf dem Nichtidentischen spielt in Adornos Philosophie eine wesentliche Rolle. Dies ist nicht nur ein Ausgangspunkt zu grundsätzlichen Unterschieden vom Denken Max Horkheimers, sondern bildet auch einen klaren Widerspruch gegen Kommunikationstheoretiker wie Jürgen Habermas. Die Kritik der Identität bestimmt schliesslich auch das Verhältnis von Adornos Philosophie zum Denken von Karl Marx.

von Gerhard Scheit

Die Eigenart von Adornos Philosophie tritt vielleicht zum ersten Mal in den Gesprächen mit Max Horkheimer vom Herbst 1939 ganz hervor. (Bei aller Vorsicht, mit der die Protokolle dieser Gespräche zu lesen sind, bilden sie doch eines der bemerkenswertesten und bisher kaum wahrgenommenen Zeugnisse der kritischen Theorie in statu nascendi.) Adorno kritisiert hier Identitätslogik anders als sein älterer Freund und Förderer. Einerseits greift er mit dessen Worten die in der Sprache angelegten ontologisierenden Elemente an: «Der Grundgedanke ist der, (...) daß immer, wenn ausgesagt wird, es ist, behauptet wird, daß es unter etwas falle, was schon da war (...) Es steckt im Sein als der Subsumtion des Besonderen unter das Wesen im Grunde bereits das Moment der Identität. Das, was jetzt hier ist, ist dasselbe. Der Begriff des Seins reduziert sich damit ganz auf die Funktion der Identität.»[1] Andererseits fordert er gegenüber Horkheimers Text über «Kopula und Subsumtion», um den es konkret geht, eine andere Auffassung der Sprache: «Ihre Theorie ist ein ungeheurer Angriff auf die Sprache. Ist das, was in der Sprache vorliegt, nicht dialektischer? Wenn ich etwas benenne, ist das stets nur eine analytische Funktion? Bedeutet die Kopula in allen Fällen immer dasselbe? (...) Die Logik, in der wir leben, ist eine Art Mauer vor der Realität. Man ist aber darin so eingeschlossen, daß ein Darüberhinausgehen anders als indem man zugleich darinbleibt, nicht möglich ist. Ihr Text erweckt das Gefühl, daß man eigentlich eine andere Sprache haben müßte.»[2] Horkheimer bestätigt dieses Gefühl: «Ich glaube auch, daß das nur eine Seite der Sache ist, aber es ist so schwer, die andere zu bezeichnen.»[3]

Das Allgemeine und das Differente

Die «andere» Seite, von der aus die Welt sich der Kritik erschließt, erscheint bei Horkheimer geradezu als Transzendentalsubjekt – etwas, das nicht abzubilden, von der Geschichte abgelöst und der Kritik entzogen ist. «Wir müssen uns entscheiden», sagt Horkheimer, «entweder hat der Historismus recht, daß es Wahrheit nur für eine bestimmte Zeit gibt oder die Wahrheit muß auf etwas Ewiges bezogen bleiben, das nicht dem Untergang verfallen ist.»[4] Von Adorno ist keine unmittelbare Reaktion protokolliert, aber für ihn war diese Entscheidung ein Zwang, dem er nicht nachgeben wollte. Stattdessen spricht er – etwas später – davon, «daß es eine bestimmte Art von konkreten Erkenntnissen gibt, die eine solche Schlagkraft haben, daß bereits in ihrer Vereinzelung die Möglichkeit des Ganzen enthalten ist. Das fragmentarische Konkrete.» Worauf Horkheimer antwortet: «Die Begriffe Ganzes und Teil sind auch nicht mehr zuständig.»[5] Für Adorno sind sie es weiterhin, aber nur insofern sie die reelle, die gewaltsame und zwanghafte Subsumtion des Besonderen unters Allgemeine gerade in der Vermittlung deutlich machen können.[6] Und in dieser Hinsicht eröffnet sich zwischen beiden Philosophen eine kleine Kontroverse über genitale Sexualität: «Ist nicht die genitale Sexualität gegenüber den Möglichkeiten der Erfahrung eine fürchterliche Verarmung?» – fragt Adorno, und auf den Einwand Horkheimers: «Das Genitale ist nicht einfach Beherrschung», setzt er fort: «Die Partialtriebe melden gegenüber der Genitalität etwas Richtiges an. (...) Ich glaube, daß das Ideal des Genitalcharakters ganz schlecht ist. Sein typischer Vertreter ist Siegfried, vom jungen Wagner als Proletariat konzipiert. Damit hängt sehr eng die Verkehrtheit des Glücks, das in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht werden kann, zusammen.»[7] Kann auch das Genitale nicht einfach als Beherrschung verstanden werden, so wäre es im Zusammenhang der Familienstruktur doch als Vermittlung von Herrschaft zu begreifen.

Immer wieder hat Adorno später versucht, Sigmund Freud in diesem identitätskritischen Sinn zu deuten: Die Unterordnung der Partialtriebe, der polymorph-perversen Strukturen unter das Primat der genitalen Organisation, fällt in der psychoanalytisch erhellten Form der Familie tatsächlich mit dem Verzicht des Kindes zusammen, die mit Verbot belegten ödipalen Wünsche zu befriedigen, mit dem Übergang also von der libidinösen Besetzung der Eltern zur Identifizierung mit der Autorität. Die Verinnerlichung des Verbots produziert jenes «Über-Ich», das die Einheit von Ich und Es erzwingt, wovon sich das Ich, das mit dem Zwang sich abgefunden hat, recht eigentlich die unbedingte Einheit mit dem Nichtidentischen – oder sogar: die Beseitigung des Nichtidentischen – erhofft. Nur im Widerspruch zu dieser falschen Hoffnung läßt sich die Paradoxie erklären, die alle Texte Adornos über Psychoanalyse kennzeichnet: Einerseits kritisierte er an der Psychoanalyse die geringe oder abnehmende emanzipatorische Konsequenz, das Über-Ich abzubauen, wobei er sogar die begriffliche Trennung zwischen Ich und Über-Ich in Frage stellt und damit also den Abbau des Ichs selbst fordert[8]; andererseits diagnostizierte er gerade die zunehmende Ich-Schwäche als Durchsetzung des autoritären Charakters und plädiert für die Stärkung des Ichs[9].

Die Kritik des Genitalcharakters und seine Assoziation mit Siegfried hat Adorno von Walter Benjamin.[10] Aufmerksamkeit für das Fragmentarische und Differente im Konkreten, für das «Polymorph-Perverse» in der Kultur, und Fähigkeit

zur «Interpolation im Kleinsten» waren es auch, was Adorno an diesem Freund so sehr fasziniert hatte, während er nun von Horkheimer, wie schon zuvor bei Lukács, mit der Forderung Hegels nach jener «universalen Vermittlung» konfrontiert wurde, die er selbst wiederum bei Benjamin vermissen mußte. Zwischen Benjamins geradezu spleenig philologischer Fixiertheit auf das einzelne Detail und Horkheimers traditionell philosophischer Ausrichtung an der Allgemeinheit der Vernunft sucht Adorno keinen Mittelweg, sondern ganz im Gegenteil: die Konfrontation. Horkheimer kritisiert bei ihm einen «gewissen Okkasionalismus»: Alles sei ihm «recht, um das Wichtigste daran zu knüpfen». Wenn Adorno an drei raschen leisen Schlägen auf einer kleinen Trommel den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Allgemeinen zur Sprache bringen möchte, dann sagt Horkheimer: «Sie haben bei all dem ein vielwissendes Augenblinzeln», und: «Sie würden unter Umständen den Satz über die kleine Trommel mit derselben Intensität mitteilen wie eine ganz entscheidende Entdeckung.»[11]

ADORNO: Mein Instinkt sagt mir, daß die Erkenntnis, die darin ausgedrückt ist, sehr wichtig ist.

HORKHEIMER: Ich möchte es gern etwas deutlicher bestimmen als durch den Instinkt.

ADORNO: Sie verdächtigen mich des Irrationalismus.

Aber das tut Horkheimer nicht, denn er antwortet: «Ich glaube, daß das, was Sie Instinkt nennen, auf entscheidende Erfahrungen zurückgeht.»[12] In diesen Erfahrungen weiß nun Horkheimer sich Adorno in Wirklichkeit nahe – und darauf dürfte auch beider bemerkenswert harmonische Zusammenarbeit gegründet sein –, aber es fehlt ihm selbst vielfach die Sprache, ihnen Ausdruck zu verleihen. Horkheimer sieht sich durchwegs auf die allgemeinen Begriffe der Vernunft verwiesen, kann die Gesellschaft in toto immer nur mit dem beschwörenden Hinweis auf ein «Anderes» kritisieren. Er scheint in der Entfaltung, die an einzelnen Gegenständen immerzu das Nichtidentische zum Vorschein bringt, keine beharrlich zu entwickelnde Form zu finden. Für Adornos kontinuierliche Produktivität hingegen dürfte gerade die Nähe zu den Werken der Musik und Literatur entscheidend sein. Die Negative Dialektik jedenfalls ist nicht denkbar ohne Mahlers «musikalische Physiognomik».

Erfahrung des Nationalsozialismus und Kritik der politischen Ökonomie

Ohne den Begriff der Erfahrung ist der des Nichtidentischen ganz sinnlos. Und es hängt unmittelbar mit der Erfahrung zusammen, in welcher Situation Jüdinnen und Juden sich angesichts des Nationalsozialismus befinden, daß Adorno darin die «Identifikation mit dem unerträglichen Schmerz» immer entschiedener als Bezugspunkt materialistischer Dialektik festhält: das «Moment des Abscheus vor dem physischen Schmerz, des, wie Brecht es einmal ausgedrückt hat, quälbaren Körpers, der irgendeinem Menschen angetan wird»[13]. Für diesen Punkt gilt zwar das Bilderverbot, jedoch in einem neuen, bewußten Sinn: es kritisieren die Bilder sich selbst wie jedes Mitleid, das den Opfern Sinn verleiht und darin die Regel der Unmenschlichkeit bestätigt. So gewinnen die Fragen zur Kunst und Sprache nach Auschwitz ebenso an Bedeutung wie die Erfahrungen der Opfer des Nationalsozialismus zum Prüfstein des Philosophierens werden – Jean Améry's Aufsatz über die Folter wird in Adornos Vorlesungen in direkter Form, in der Negativen Dialektik indirekt zitiert.[14]

«Aller Schmerz und alle Negativität, Motor des dialektischen Gedankens, sind die vielfach vermittelte, manchmal unkenntlich gewordene Gestalt von Physischem, so wie alles Glück auf sinnliche Erfüllung abzielt und an ihr seine Objektivität gewinnt.»[15] Statt Identitätslogik wäre darum das Maß, «was den Subjekten objektiv als ihr Leiden widerfährt»[16]. Dabei handelt es sich gerade nicht um Sensualismus: Das Leiden bewegt die Erkenntnis nur, wenn es nicht als Unmittelbares hingenommen wird.

In der Kantschen Lehre vom transzendentalen Subjekt erscheint zwar den Verhältnissen getreu «die Vorgängigkeit der von den einzelnen Menschen und ihrem Verhältnis abgelösten, abstrakt rationalen Beziehungen, die am Tausch ihr Modell haben»[17], aber das Denken ist auf diese Vorgängigkeit nicht zu reduzieren. Dazu bedarf es eines individuellen Subjekts: «seine Fähigkeit zur Erfahrung – die dem transzendentalen Subjekt abgeht, denn kein rein Logisches könnte irgend erfahren – ist in Wahrheit weit konstitutiver als die vom Idealismus dem transzendentalen Subjekt» – und vom Marxismus der realen Abstraktion – «zugesprochene (...), die zutiefst vorkritisch hypostasiert ward»[18]. Vernunft ist «unabdingbar individuiert», oder sie ist keine: Nur dann wird ihr die Bedingung nicht zum Absoluten – weder die Erfahrung des individuellen Subjekts, noch die Denkform des transzendentalen.

Den linken wie den rechten Kritikern Adornos aber ist gemeinsam, daß sie keinen Begriff von Erfahrung haben, ihn geradezu abwehren. Von den linken wird Adorno als lebensphilosophischer Schwärmer von einem unverdinglichten Rest mißverstanden, als Bewahrer des bürgerlichen Individualismus und Sachwalter des Zugrundegehenden, der darin ein Kind des 19. Jahrhunderts und seines emphatisch positiven Erscheinungsbegriffs wäre. Soweit die Erscheinungen mit dem Unwesen des Kapitals vollkommen identisch werden, erscheint die ganze Negative Dialektik als ein aussichtsloses Rückzugsgefecht. Eine kritische Theorie aber, die den Schmerz nicht mehr wahrnimmt, den die Bildung von Identität hervorruft, weiß auch nichts mehr über die Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit: sie bezieht ihre Gewißheit vermutlich aus der Annahme eines unmittelbar bevorstehenden, automatischen Untergangs des Unwesens aller Erscheinungen.

Kann darin allerdings noch der Versuch erkannt werden, Verzweiflung zu rationalisieren, so sind die wahren Zyniker die Vorzugsschüler der Frankfurter Schule, die es auf Adornos radikalen Versöhnungsbegriff im Namen der Kommunikationstheorie, also des universalen Geschwätzes, abgesehen haben. Sie teilen den radikalen Philosophen in einen rationalen und einen irrationalen Denker; jener sei vor diesem zu

bewahren, negative Dialektik als «Konstruktion des Rationalen», d. h. zur Verbesserung der Kommunikation, zu betreiben; alles andere wird der Heideggerschen Tradition zugeschlagen, Adorno als «Hirte des Nichtidentischen»[19] hinterrücks ausgelacht. Gerade worin Adorno (nicht zuletzt durch Alfred Sohn-Rethels erkenntniskritische Fragestellungen befördert) entscheidende Entwicklung gelang, sehen Habermas und die Seinen den Stein des Anstoßes: in der Einheit von Gesellschafts- und Vernunftkritik, die auf der Einsicht in den Nexus von «identifizierendem Denken und Tauschprinzip» beruht: «In dieser ‚Urverwandtschaft' zwischen identifizierendem Denken und Tauschprinzip hat Adorno das Bindeglied zwischen der Kritik des instrumentellen Geistes und der Theorie der bürgerlichen Gesellschaft gesehen. Die Verbindung als solche hat ihm genügt, um für diese Theorie dann ein wenig zu rasch die von Marx überlieferten Analysen einzusetzen. Mit politischer Ökonomie hat Adorno sich nicht befaßt.»[20] Das Bindeglied wieder aufzulösen und die instrumentelle Vernunft als ein Problem der Kommunikation hinzustellen, ist das preisgekrönte Lebenswerk von Jürgen Habermas.

Adorno und Marx

Keineswegs nur ihm entgeht, daß der Nexus selbst aus der konsequenten Kritik der Identität von Identität und Nichtidentität resultiert und darin eine neue Lektüre des Marxschen Kapitals überhaupt erst eröffnet.[21] Nicht mehr vom Tausch im Allgemeinen ist in der Negativen Dialektik die Rede (und nicht mehr allein historisch, aus dem Opfer, ist er hergeleitet), sondern das Tauschprinzip als «Reduktion menschlicher Arbeit auf den abstrakten Allgemeinbegriff der durchschnittlichen Arbeitszeit»[22] bestimmt. Erst auf der Grundlage dieser Reduktion wird der Tausch total: «durch ihn werden nichtidentische Einzelwesen und Leistungen kommensurabel, identisch. Die Ausbreitung des Prinzips verhält die ganze Welt zum Identischen, zur Totalität.»[23] Aber dieser Totalität ist nun einzig so zu opponieren, «indem sie der Nichtidentität mit sich selbst überführt wird, die sie dem eigenen Begriff nach verleugnet.»[24]

Wenn nun gleichermaßen von einem Prinzip wie von realem Vollzug beim Tausch der Waren und der Reduktion menschlicher Arbeit auszugehen ist, dann wird ganz bewußt das Schema von Basis und Überbau wie das von Ursache und Wirkung vermieden. «Der von der Philosophie verklärte und einzig dem erkennenden Subjekt zugeschriebene Abstraktionsvorgang spielt sich in der tatsächlichen Tauschgesellschaft ab.»[25] Ideologie überlagere nicht das gesellschaftliche Sein «als ablösbare Schicht», sondern wohne «ihm inne. Sie gründet in der Abstraktion, die zum Tauschvorgang wesentlich rechnet. Ohne Absehen von den lebendigen Menschen wäre nicht zu tauschen.»[26] Damit ist hier eine Kausalität auch nicht mehr sinnvoll zu isolieren und zu beweisen, das Ursprungsproblem erweist sich als falscher Schein: Abstraktion verfällt stattdessen angesichts ihrer eigenen Voraussetzungen, die sie verleugnet, der Kritik.

Die Frage nach Ursache und Ursprung wird zur falsch gestellten Frage. Negative Dialektik bemüht sich erst gar nicht, die Phänomene des Überbaus (etwa Identitätsphilosophie) aus einer Basis (etwa Warenproduktion oder Kapitalismus) zu deduzieren, auch nicht das Ganze aus dem Teil oder das Teil vom Ganzen herzuleiten; sie geht im Gegenteil von ihrer erzwungenen Identität aus, die in der Ideologie sich verfestigt hat, um sie überall, in der Philosophie wie in der Produktion, mit ihrem Nichtidentischen zu konfrontieren. «Die Wendung zum Nichtidentischen» aber bewährt sich allein «in ihrer Durchführung; bliebe sie Deklaration, so nähme sie sich zurück»[27].

Mit einem Schlag wird der «Hegelsche objektive und schließlich absolute Geist» als «das ohne Bewußtsein der Menschen sich durchsetzende Marxische Wertgesetz»[28] begreifbar. Wer aber die Hegelsche Dialektik nicht preisgibt, sondern sie gegen sie selber wendet, der wird es auch mit dem Marxschen Wertgesetz tun müssen. Der Gebrauchswert etwa, der darin eine eigenartige, vielfach mißverstandene Existenz hat, einmal als totes Ding erscheint (Gebrauchswert für den Konsumenten), dann als lebendige Arbeit (Gebrauchswert für das Kapital), erhält zunächst seine dialektische Intention zurück: er ist auf den ersten Blick der Marxsche Ausdruck fürs Nichtidentische. Bei aller Macht, die das Identische auch immer über das Leben gewonnen hat, ist darum mit Marx selbst zu zeigen, «daß es aber gleichwohl des nicht unter die Identität zu Subsumierenden – nach der Marxschen Terminologie des Gebrauchswerts – bedarf, damit Leben überhaupt, sogar unter den herrschenden Produktionsverhältnissen, fortdauere (...).»[29] Aber Adorno hat auch erkannt, daß es mit dem Gebrauchswert bei Marx durchaus nicht sein Bewenden habe. An der Kritik des Gothaer Programms wird vielmehr deutlich, womit die Hypostasierung der Arbeit zur alleinigen Quelle des Reichtums zu konfrontieren ist: mit dem, was gerade nicht im Gebrauchswert aufgeht, «für das Marx, Verächter der Erkenntnistheorie, erst den kruden, auch allzu engen Namen Natur, später Naturstoff und andere, weniger belastete Termini wählte»[30].

Worin Marx auch immer die bürgerliche Gesellschaft zu fassen sucht, es entpuppt sich sogleich als Identität von Identität und Nichtidentität, so daß sein ganzes Theoriegebäude, wollte man es aufzeichnen, in Kaskaden auseinanderlaufen müßte. Überall, wo man auch ansetzt, sind solche Kaskadierungen nötig, damit die Begriffe, die den Zwang der Einheit darstellen sollen, sich dennoch entzweien können: Tauschwert und Gebrauchswert, Geld und Ware; Zirkulation und Produktion, Verwertungs- und Produktionsprozeß, fixes und zirkulierendes Kapital, Wertrealisierung und -setzung; konstantes und variables Kapital; abstrakte und konkrete Arbeit, Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte ... Dennoch entsteht kein ansehnliches Gebilde. Das dialektische Verhältnis, wonach eine Seite des Gegensatzes die Einheit beider erzwingt, läßt sich durchaus nicht in einem Bild darstellen. Es läßt auch die positive Fixierung des Gebrauchswerts nicht zu. Je nach dem, worin die Identität gefaßt wird: Ware und Geld, Kapital und abstrakte Arbeit, stellt sich auch der Gebrauchswert anders dar. Dann hat selbst das Geld einen Gebrauchswert.

analyse+kritik
ak – Zeitung für linke Debatte und Praxis

analyse & kritik erscheint 11 x im Jahr mit 36 Seiten im Zeitungsformat.
Einzelpreis: € 4,20 – Jahresabo € 53
(Sozialabo: € 37,-)

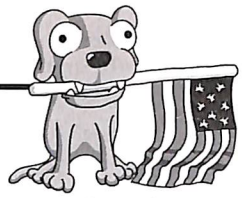
Im Abopreis enthalten sind zwei Ausgaben von

FANTÔMAS
Magazin für linke Debatte und Praxis
Einzelpreis: € 4,50 + Porto (Rechnung) oder 5 € Schein beilegen

Probeabo bestellen:
3 mal ak für 5 €*
* Schein/Scheck beilegen!
Verlängert sich zum Jahresabo, wenn nicht nach Erhalt der zweiten *ak* gekündigt wird.

ak – analyse & kritik
Rombergstr. 10 · 20255 Hamburg
Tel.: 040-40170174 · Fax: 40170175
redaktion@akweb.de · www.akweb.de

brüche.



"Thank You!" unter anderem mit:

Der ehrbare Antisemitismus: Deutsche Linke, die Juden und Israel Klassenkampf: Kommunismus oder Volksgemeinschaft? **Die unheimliche globale Allianz und der notwendige Bruch mit alten Gewissheiten und Gewohnheiten** Mit Reinkarnation gegen die Juden **Vermittlung als Emanzipation vom Naturzustand**

www.brueche.com

STRAUHOF ZÜRICH
LITERATUR AUSSTELLUNGEN

Theodor W. Adorno
Ausstellung zum 100. Geburtstag

3. September – 3. November 2003
Di – Fr 12.00 – 18.00
Sa + So 10.00 – 18.00

Strauhof Zürich · Augustinerstrasse 9 · 8001 Zürich
Tel. 01 216 31 39 · www.strauhof.ch

Verlag
Westfälisches Dampfboot

Schwerpunkt Herbst 2003

Christine Resch/ Heinz Steinert
Die Widerständigkeit der Kunst
Entwurf einer Interaktions-Ästhetik
(Kritische Theorie und Kulturforschung Band 7)
2003 - 217 S.
€ 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-707-2

Heinz Steinert
Kulturindustrie
(Einstiege Band 5)
2. Auflage 2002 - 218 S.
€ 15,30 - SFR 26,80
ISBN 3-89691-695-5

Arnd Hoffmann/Thomas Bedorf/ Timo Skrandies/Jens Maaßen
Marginalien zu Adorno
2003 - ca. 200 S.
ca. € 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-553-3
erscheint Oktober 2003

Heinz Steinert
Die Entdeckung der Kulturindustrie
oder: Warum Professor Adorno Jazz-Musik nicht ausstehen konnte
2. überarb, Auflage - 2003 - ca. 300 S.
ca. € 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-557-6
erscheint September 2003

Heinz Steinert
Adorno in Wien
Über die (Un-)Möglichkeit von Kunst, Kultur und Befreiung
2. Auflage 2003 - ca. 270 S.
ca. € 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-556-8
erscheint September 2003

Hafenweg 26a - 48155 Münster
Tel.: 0251/39 00 48 0 Fax: 0251/39 00 48 50
www.dampfboot-verlag.de email: info@dampfboot-verlag.de

Nr. 41 Frühjahr 2003
BAHAMAS

Die Entzauberung des deutschen Weges

Deutschland nach dem verlorenen Krieg ● Romantischer Antikapitalismus ● Michael Moore: Bowling for Hussein ● Kerneuropa gegen die USA ● Blairs Abschied von Churchill ● Multikulturelle Rechtsprechung ● 60. Jahrestag: Aufstand im Warschauer Ghetto ● Lesen Sie *Die Welt*? ● Masse ist Macht: die Antifa ● Vom Streben nach Gegensouveränität ● Zur Einstimmung auf das Selbstmordattentat bei Jung, Lacan und Foucault u.a.

Einzelpreis 4 EUR (Vorauskasse/Briefmarken)
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Tel./Fax: 030/6236944 oder mail@redaktion-bahamas.org

Der nützliche Gegenstand ist Gebrauchswert für den Tauschwert – verstanden als Tauschwert der Ware; die Arbeit ist es für den Tauschwert – verstanden als Kapital.[31] Wesentlich ist nicht der einzelne für sich betrachtete Gegenstand, sondern sein Verhältnis zu den anderen: für die Bestimmung des Gebrauchswerts einer Sache somit, daß er ihren Verkäufer als solchen nichts angeht, «sondern nur ihren Käufer»[32].

Was in der Ware als starrer Gegensatz erscheint, als beziehungsloses Nebeneinander, wird im Kapital zum Umschlagpunkt. Es gilt, darin die Form der Ausbeutung als Einheit des Verwertungsprozesses sichtbar zu machen: Übergang von Nichtidentischem in Identisches; wirkliche Subsumtion lebendiger Arbeit unter tote. «Das Leben lebt nicht», lautet das Motto der Minima moralia. Was vitalistisch klingt und vermutlich auch einmal gemeint war (es stammt von Ferdinand Kürnberger), wird im Zusammenhang von Adornos Philosophie zur (Selbst-)Erkenntnis, daß die Wiederkehr des Immergleichen nur vom Ungleichen aus erkannt werden kann.

Indem die Negative Dialektik auf solche reflektierte Weise den Wertbegriff der Marxschen Kapital-Kritik wiederaufnimmt, bringt sie den Widerspruch hinein in die ursprüngliche, das Kapital und den Wert schon historisierende Theorie vom «Staatskapitalismus», wonach die unmittelbare Herrschaft der Rackets an die Stelle der vermittelten des Kapitals, Raub an die Stelle des Werts getreten wäre und das Wertgesetz im Staatskapitalismus nicht mehr gelten würde. Herrschaft, so gibt Adornos Philosophie damit zu erkennen, ist nach wie vor durch das Kapital hindurch, also unabsehbar, vermittelt. Aber weil es die ganz und gar falsche Form ist – eine Form, die das Individuum im selben Maß fördert, wie sie es dem Ganzen unterwirft – droht alle Vermittlung und mit ihr das Individuum immer wieder – unter der Herrschaft pathischer Projektionen über das Bewußtsein, von Rackets über die Menschen – vernichtet zu werden, wenn die Einheit des Ganzen in Gefahr gerät. Das erzwingt den kategorischen Imperativ nach Auschwitz.

In einer fast ironischen Nebenbemerkung der Minima moralia heißt es über Marx: «Wie verrannt und talmudistisch war schon, mitten in der funktionierenden Tauschwirtschaft, die Insistenz auf dem Unterschied der vom Arbeiter verausgabten Arbeitszeit und der zur Reproduktion seines Lebens notwendigen.»[33] Der Hinweis auf die jüdische Tradition ist mehr als eine Metapher. Undeutlich spricht sich darin Adornos eigene Affinität zum jüdischen Messianismus aus, die sich von Benjamin inspirieren ließ. Es war diese talmudistische Verranntheit, die ihn dazu gebracht hat, mitten im funktionierenden Staatkapitalismus die Identität des Wahren und des Ganzen nicht hinzunehmen, bei jedem einzelnen Gegenstand auf dem Unterschied zu insistieren, um im falschen Leben, in dem es kein richtiges geben kann, noch dessen Versprechungen zu erkennen. ■

Gerhard Scheit ist Publizist und Musikwissenschafter und lebt in Wien. Er veröffentlichte u.a. «Die Meister der Krise» (ça ira, 2001). Zum von ihm herausgegebenen 2. Band von «Jean Améry Werke» (Klett-Cotta, 2002) verfasste er das Nachwort.

1) Max Horkheimer: Gesammelte Schriften. Hg. v. Alfred Schmidt u. Gunzelin Schmid Noerr. Bd. 12. Frankfurt am Main 1985, S. 494f.

2) Ebd. S. 495

3) Ebd.

4) Ebd. S. 506

5) Ebd. S. 507

6) In einem anderen Gespräch sagt Adorno: «Die schlechte Aufklärung begibt sich durch absolute Totalität des Begriffs der Differenz, die richtige hält gegenüber der Nivellierung auf den Begriff die Differenz fest.» (Ebd. S. 595)

7) Ebd. S. 511

8) . Theodor W. Adorno: Negative Dialektik. Gesammelte Schriften. Hg. v. Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main 1997, Bd. 6, S. 269, sowie Adorno: Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. Gesammelte Schriften Bd. 8, S. 64f.

9) Adorno, Negative Dialektik, S. 273; oder auch besonders ausgeprägt in Adornos Glosse über Persönlichkeit, Gesammelte Werke Bd.10/2, S. 644

10) Adorno, Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, S. 66f.

11) Horkheimer, Gesammelte Schriften Bd. 12, S. 508

12) Ebd. S. 508

13) Theodor W. Adorno: Metaphysik. Begriff und Probleme. (Vorlesung 1965) Hg. v. Rolf Tiedemann. Nachgelassene Schriften Abteilung IV: Vorlesungen, Bd.14. Frankfurt am Main 1998. S. 182f.

14) Vgl. hierzu: Gerhard Scheit: Nachwort [zu Jenseits von Schuld und Sühne]. In: Jean Améry: Jenseits von Schuld und Sühne, Unmeisterliche Wanderjahre, Örtlichkeiten. Werke Bd. 2. Hg. v. Gerhard Scheit. Stuttgart 2002, S. 629-692

15) Adorno, Negative Dialektik, S. 202

16) Ebd. S. 171f.

17) Theodor W. Adorno: Zu Subjekt und Objekt. In: Stichworte. Frankfurt am Main 1969, S. 155

18) Ebd. S. 166

19) Vgl. etwa Herbert Schnädelbach: Dialektik als Vernunftkritik. Zur Konstruktion des Rationalen bei Adorno. In: Adorno-Konferenz 1983. Hg.v. Ludwig v. Friedeburg u. Jürgen Habermas. Frankfurt am Main 1983, S. 79

20) Jürgen Habermas: Philosophisch-politische Profile. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1984, S. 178

21) Adorno hat zwar nicht die Methode der Darstellung en detail reproduziert, aber er hat alles getan, mit seiner Bestimmung des Nichtidentischen ihr dialektisches Wesen zu retten. Das gilt selbst für Stellen, die nach Arbeiterbewegungsmarxismus klingen: «Würde keinem Menschen mehr ein Teil seiner lebendigen Arbeit vorenthalten, so wäre rationale Identität erreicht, und die Gesellschaft wäre über das identifizierende Denken hinaus.» (Negative Dialektik, S. 150) Es ist aber auch hier die Form, die den Menschen Teil und Ganzes ihrer lebendigen Arbeit vorenthält. «Rationale Identität» wäre in diesem Sinn als eine zu verstehen, die der lebendigen Arbeit, in welcher Form immer sie noch getan werden sollte, ihr Nichtidentisches zugesteht. Abschaffung des Kapitalverhältnisses bedeutet demnach, daß Identität und Nichtidentisches, vergegenständlichte und lebendige Arbeit zwanglos nebeneinander stehen könnten, ohne daß eins das andere niederzwingt. Ob das schließlich noch Arbeit zu nennen wäre oder besser etwa Tätigkeit genannt werden sollte, kann getrost den Pedanten, die es auf Worte statt auf Begriffe abgesehen haben, überlassen werden.

22) Adorno, Negative Dialektik, S. 149

23) Ebd.

24) Ebd. S. 150

25) Ebd. S. 180

26) Ebd. S. 348

27) Ebd. S. 157

28) Ebd. S. 295

29) Ebd. S. 22

30) Ebd. S. 179

31) «lebendige Arbeit (...) als Gebrauchswert nicht zu einem bestimmten, besondren Gebrauch oder Konsum, sondern als Gebrauchswert für den Wert.» Karl Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. (Rohentwurf 1857-1858; Anhang 1850-1859) Berlin/DDR 1953, S. 372

32) Karl Marx: Zur Kritik der politischen Ökonomie. MEW Bd. 13, S. 152

33) Theodor W. Adorno: Minima moralia. Gesammelte Schriften Bd. 4, S. 81

Adorno: Die Konstellation des Materialismus

Kritische Theorie kann als materialistische Revolutionierung des Marxismus verstanden werden. Insbesondere Adorno geht dabei in seinem Denken weit über frühere Versuche den Marxismus philosophisch zu überdenken – etwa von Georg Lukacs und Karl Korsch – hinaus.

von Joachim Bruhn

Das Sein bestimmt das Bewußtsein - nicht, zumindest nicht in materialistischem Sinne. Denn der Materialismus schreibt sich nicht von der Materie her als vom Ersten, dem das Bewußtsein den Spiegel vorhielte, sondern von der in die negative Totalität des Kapitalverhältnisses gebannten Gattung. Der Materialismus ist keine Milieutheorie, kein Determinismus; überhaupt leitet er nicht ab. Er stellt kritisch dar. Er treibt, sagt Marx, «Kritik durch Darstellung», d.h. die objektivierte Selbstreflexion der in sich verkehrten Gesellschaft im Horizont ihrer ultimaten Krise als ihrer definitiven Wahrheit. Der Materialismus ist so keine Ursprungsphilosophie, sondern das Selbstbewußtsein negativer Dialektik, nicht die Große Methode von Intellektuellen, die sich aufs Objekt anwendet, sondern Kritik, die die verdinglichte Immanenz des Objekts aufsprengt. Der Materialismus ist nicht, schon gar nicht in seiner kategorischen Position als Kommunismus, Organ eines Interesses, Agent einer Klasse, Kommissar eines Programms: deshalb taugt er weder zur «Wissenschaft als Beruf» noch zu deren Konsequenz: «Politik als Beruf», weil er das Widervernünftige der kapitalisierten Gesellschaft nicht ins System schachteln und als Theorie vergolden mag. Materialismus ist der Antagonist von derlei Praktiken der Rationalisierung, dieses, wie Adorno sagt, «Defaitismus der Vernunft». Schließlich ist der Materialismus keinesfalls Marxismus. Denn Marxismus ist vorkritisch, eine Option bürgerlicher Aufklärung. Marxismus ist zudem antikritisch, eine Strategie radikalbürgerlicher, jakobinischer Intellektualität.

Schließlich ist Marxismus konterrevolutionär, denn das zu emanzipierende «Wesen» der Menschen ist keinesfalls Arbeit; wäre es so, ginge es tatsächlich um die «Befreiung der Arbeit», würde die Repression des Besonderen durchs Allgemeine, des Individuums durch die Arbeitskraft fortgeschrieben, während doch freie Assoziation und endlich, so wie Adorno in den «Minima Moralia» den Kommunismus geglückt definiert, die «Einheit des Vielen ohne Zwang» herrschen soll. Der Materialismus ist kein Marxismus, weil jedweder Marxismus seit Karl Kautsky und W.I. Lenin auf den barbarischen Satz Stalins führt: «Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen.» Summa summarum ist der Materialismus kein Marxismus, weil er die marxsche Kritik der politischen Ökonomie beim Wort nimmt und damit als die Einheit von Kapitalkritik, Staatskritik und Ideologiekritik, als die sie von Anfang an gedacht war: Das ist die Quintessenz.

Die Intellektuellen haben sich redlich Mühe gegeben, die Kritische Theorie erst zur Theorie zu depotenzieren und sie dann, ihrer mangelnden Vermittelbarkeit mit Praxis wegen, entweder zum «Luxus des Denkens» hochzuloben oder als «utopisch» und «abgehoben» zu denunzieren; letzteres, wie im Jargon der deutschen Ideologie üblich, mit allerdings antisemitischem Tonfall. Doch «Kritische Theorie» war nur ein Name, um den Marxismus der zwanziger Jahre, der die deutsche Novemberrevolution wie die russische des Oktober derart zuschanden geritten hatte, daß nur der Hitler-Stalin-Pakt, die strategische Ermächtigung zu Vernichtungskrieg und Massenvernichtung, die Konsequenz sein konnte, zu revolutionieren, um ihn, im Interesse von Kommunismus und Revolution, im Materialismus aufzuheben. Außerhalb dessen bleibt die Konstellation des Materialismus, die, kulminierend in der «Negativen Dialektik» von 1966, in Adorno erreicht wird, unverständlich. Kritische Theorie konstituiert sich historisch wie logisch als Selbstreflexion und Selbstkritik des Kommunismus, daher als der Versuch, den Imperativ der Vernunft gegen Nazifaschismus wie Stalinismus zu behaupten. Daß die Kritische Theorie wesentlich nicht, wie es Feuilletonisten beliebt, dem Versuch geschuldet ist, den hochtrabend so genannten «Zivilisationsbruch» zu denken, sondern daß vielmehr die Zusammenbruchskrise des Kapitals, die Nazibarbarei und die Shoah aus der historischen Pleite des Proletariats zwischen August 1914 und November 1918 resultieren, zeigt sich nicht allein aus Max Horkheimers 1934 unter dem Titel «Dämmerung» in Zürich veröffentlichten Notizen. Es demonstriert sich vor allem im Vergleich mit den einzigen anderen Unternehmungen, den Ausfall revolutionärer Subjektivität zu reflektieren, denen Georg Lukács' und Karl Korschs. Lukács wie Korsch erkannten, daß der Marxismus einer Generalrevision unterzogen werden mußte, allerdings keiner nach dem Vorbild Eduard Bernsteins, vielmehr einer kritischen Sichtung seiner Fundamente und einer bewußten Ent-Sozialdemokratisierung, d.h. Ent-Kautskyanisierung, im Sinne eines «Zurück zu Marx».

Lukàcs «Studien über marxistische Dialektik», 1923 in «Geschichte und Klassenbewußtsein» dargelegt, hatten ein allerdings ambivalentes Resultat. Denn einerseits wurde gezeigt, daß die Frage: «Was ist orthodoxer Marxismus», nicht im Jenseits von Hegel beantwortet werden konnte, aber andererseits führte die Rekapitulation der im sozialdemokratischen Marxismus stets überlesenen Analyse des Fetischcharakters der Ware im ersten Band des «Kapital» auf einen Begriff der Verdinglichung, dem das bloße Arbeitsvermögen als Naturkraft ohne Chance zum Veto gegenüberstand. Einerseits bietet Lukács den allerersten tatsächlich philosophischen Marxismus, andererseits legitimiert seine «marxistische Dialektik», weil immer noch aus der Lehre von der positiven Entfaltung der Arbeit destilliert, in Gestalt der leninistischen Partei die alte Parole vom «Hineintragen des Klassenbewußtseins in die Arbeiterklasse» (Kautsky), und die in einer Rigidität, die dann Stalin, der proletarische Kaiser, ausbuchstabierte. Das kam so, weil «orthodoxer Marxismus» verstanden wurde als die Methode, die auf den Gegenstand sich anwendet, als System, dem das Konkrete nichts bedeutet als zu rubrifizierendes Material. Einerseits also wurde erstmals demonstriert, daß Marx kein Sozialwissenschaftler oder Ökonom war, kein sozialistischer Max Weber, und daß die

«Kritik der politischen Ökonomie» mit voller hegelianischer Absicht als «Kritik» benannt war, d.h. als die Darstellung der Krise, die die gesellschaftliche Totalität mit Notwendigkeit in sich erzeugt – andererseits wurde, gegen Hegel, verkannt, daß sich der Gegenstand in der Methode so ausdrückt wie das Wesen in der Erscheinung, und daß, weil Totalität als negative bestimmt ist, das Wesen nur als das Unwesen gefaßt werden kann. Daraus folgte, daß Lukács die Pleite der Novemberrevolution dem Mangel einer wahrhaft bolschewistischen Partei zuschrieb. Daß die Methode das Objekt derart subsumiert wie die Partei das Proletariat, das ist die politische Konsequenz einer Philosophie, die Lukács in den sechziger Jahren zu einer explizit autoritären «Ontologie des gesellschaftlichen Seins» führte, zu einer typischen Intellektuellenideologie, die Adorno als Machination der «erpreßten Versöhnung» beurteilte.

Im gleichen Jahr 1923 war auch Karl Korschs «Marxismus und Philosophie» erschienen, das für die Konstitution der Kritischen Theorie letztlich wichtigere Buch. Korsch setzt der Lukácsschen «Logifizierung» des Marxismus eine strikte Historisierung entgegen und erweist letzteren, indem er den Marx auf den Marxismus anwendet, als eine vergängliche Form des Materialismus selbst, als verflossene Gestalt revolutionären Denkens, als die Darstellung des kategorischen Imperativs im Zeitalter der Kapitalisierung und als die Ideologie der Facharbeit. Der Materialismus, der als das Selbstbewußtsein empirischer Subjekte bestimmt ist, wird als das Denken aufgefaßt, in dem der Antagonismus gegen Kapital und Staat sich denkt. Materialismus ist Vorrang des Konkreten, des Objekts, der bedürftigen Natur im Subjekt. Die Novemberrevolution war nicht gescheitert, weil es «die Partei» nicht gab, sondern weil die beiden Gestalten des in Transformation befindlichen Proletariats, die Facharbeit und, wie Operaisten sagen würden, die Massenarbeit, unmöglich zugleich in der Form der Räte sich ausdrücken konnten. Der Vorrang des Konkreten war es, der Korsch seit Mitte der Zwanziger gegen Stalin Stellung nehmen ließ, und dann, im Spanischen Bürgerkrieg, für die Anarchisten. Seine Rezeption und dann Verwerfung jedoch der Hegelschen Philosophie führte ihn auf das Paradox, die Marxsche Darstellung der Formen des Werts als himmelschreiende Metaphysik abzutun und sich dem Denken der Wiener Schule, dem «logischen Empirismus», zuzuwenden, damit dem Nominalismus als der Ideologie von der Unmittelbarkeit des Konkreten.

So wurde die spezifische Form der Vermittlung, die das Kapital zwischen Gesellschaft und Individuum stiftet, von Lukács und Korsch gedacht und verfehlt. Indem sie erkannten, daß die Frage danach, was Materialismus sei, unmittelbar darauf geht, was die Philosophie des Idealismus ist, machten sie Marx erst begreifbar. Indem sie verkannten, daß die Große Methode, die die Bewegung des Weltgeistes in Façon bringt, nur den idealistischen Ausdruck der Bewegung des Unwesens, des Kapitals als des automatischen Subjekts, ausmacht, verkannten sie auch Marx, weil sie ihn ohne auf die gesellschaftliche Konstitution der Denkformen als der Weisen zu reflektieren, in denen sich die Vermittlung dem Denken nur darzustellen vermag, verstehen wollten.

Die Konstellation, die der Materialismus im Denken Adornos (unter tätiger Beihilfe Alfred Sohn-Rethels) erreicht, läßt den Widerspruch von Subjekt und Objekt, von Methode und Gegenstand, von Nominalismus und Ontologie durchsichtig werden als die nur logische Antinomie, die innerhalb ihrer selbst so wenig zu entscheiden ist wie der von Gebrauchswert und Tauschwert, von Ware und Geld, von Lohnarbeit und Kapital. Diese Antwort auf die Pleite der Novemberrevolution überschreitet Lukács «Geschichte und Klassenbewußtsein» und Korschs «Marxismus und Philosophie», indem der Widerspruch als die manifeste Darstellung eines die Antinomie im selben Akt setzenden wie in ihr verschwindenden Unwesens rekonstruiert wird. Marx, sagt Adorno, gibt im «Kapital» nicht die Logik der entfremdeten Arbeit, sondern die «Phänomenologie des Widergeistes», der Anti-Vernunft: «Gesellschaft ist so wesentlich Begriff wie der Geist. Als Einheit der durch ihre Arbeit das Leben der Gattung reproduzierenden Subjekte wird in ihr objektiv, unabhängig von aller Reflexion, abgesehen von den spezifischen Qualitäten der Arbeitsprodukte und der Arbeitenden. Das Prinzip der Äquivalenz gesellschaftlicher Arbeit macht Gesellschaft im neuzeitlichen bürgerlichen Sinn zum Abstrakten und zum Allerwirklichsten, ganz wie Hegel es vom emphatischen Begriff des Begriffs lehrt.» Reale, konkrete, praktisch daseiende Abstraktion, eben das Allgemeine, das in der Flucht seiner eigenen Negativität zum unmittelbar Einzelnen kondensiert: darin besteht Adornos Antwort auf «Geschichte und Klassenbewußtsein», die zugleich revolutionstheoretische Bedeutung hat. Denn die gesellschaftliche Synthesis durchs Kapital, die zwanghafte Einheit, die sie stiftet, ist der Widerpart zum Kommunismus als der «Einheit des Vielen ohne Zwang». Dies indem sie die arbeitenden Individuen als «Gallerte» (Marx) der Arbeitskraft setzt, nicht als selbstbewußte Exemplare der Gattung, sondern als bloße Exemplare einer Naturkraft, die in den «Chemismus der Fabrik» (Marx) eingebaut ist. Das Verhältnis von Arbeiter und Arbeiterklasse kann daher weder so dargestellt werden, wie Lukács es tut – d.h. im Sinne der Subsumtion des proletarischen Individuums unter die Allgemeinheit seines objektiv eigenen, ihm «zugerechneten» Klassenbewußtseins in Form der Realabstraktion «Partei», noch in der Manier Korschs – d.h. in der Perspektive einer Selbstverallgemeinerung der Individuen in der Form von «Räten», in denen sie ihr Klassenbewußtsein als das Werk ihrer selbst objektivieren und darstellen. Wird das Verhältnis von Arbeiter und Klasse so statuiert, dann folgen, in weiterer Wendung, die Wüsten des «wissenschaftlichen Sozialismus», sodann die hoffnungslosen Dilemmata von Theorie und Praxis.

Adorno, indem er die fundamentale Negativität der Kategorien der marxschen Kritik der politischen Ökonomie faßt und etwa die Arbeit nicht als an sich seiende Selbstverwirklichung, sondern als das Unglück, das sie für uns ist, transformiert die Antinomie von Theorie und Praxis in die Konstellation von Kritik und Krise, in die Konstellation der polemischen Explikation der Vernunft zur katastrophischen Selbstkritik des Kapitals im Zuge seiner Krise: Es gilt nicht, eine Utopie zu verwirklichen, sondern das «Programm der Abschaffungen» (Korsch). ■

Joachim Bruhn ist Autor des Buches «Was Deutsch ist. Zur kritischen Theorie der Nation» (ça ira, 1994).

Schlussstrich unter die Vergangenheit?

Abwehr und Verleugnung dominierten immer wieder die Auseinandersetzung der Schweiz mit den dunklen Kapiteln ihrer Vergangenheit. Ob sich daran durch die Arbeit der UEK (Unabhängige Expertenkommission) massgeblich etwas geändert hat, bleibt trotz den dabei zu Tage gebrachten brisanten Ergebnissen zur Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg fraglich. Gerade die Problematik von Kontinuitäten wurde auch in den aktuellen Debatten kaum thematisiert.

Von Nicole Burgermeister

«Mit Aufarbeitung der Vergangenheit ist in jenem Sprachgebrauch nicht gemeint, dass man das Vergangene im Ernst verarbeite, seinen Bann breche durch helles Bewusstsein. Sondern man will einen Schlussstrich darunter ziehen und womöglich es selbst aus der Erinnerung wegwischen» (Adorno 1996: 125). Auch wenn sich die von Adorno 1959 so formulierte Kritik vor allem auf die Situation im Deutschland der Nachkriegszeit und den dortigen Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit bezog, so wirft ein Blick auf die gegenwärtigen Ereignisse in der Schweiz die Frage auf, inwiefern eine solche Kritik auch für die Analyse der schweizerischen Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit ihre Berechtigung hat.

Dass die Schweiz allen Grund zu einer tiefgreifenden Auseinandersetzung mit dem Vergangenen hat, weiss man nicht erst seit der Veröffentlichung des Bergier-Berichts im Frühjahr 2002. Bereits 1956 hatte sich der Bericht Ludwig mit der Problematik der Flüchtlingspolitik beschäftigt und Tatsachen hervorgebracht, welche zu einer ernsthaften Beschäftigung mit dem Thema hätten führen müssen; die Rückgabe der vermissten und erbenlosen Vermögen der Opfer des Nationalsozialismus war von den Alliierten sogar bereits viel früher, in den Washingtoner Verhandlungen von 1946, von der Schweiz gefordert worden, allerdings vergeblich.

Der Mythos des neutralen und wehrhaften «Sonderfalls Schweiz» hielt sich während Jahrzehnten hartnäckig; auch die immer wieder erklingenden kritischen Stimmen vor allem aus der Linken vermochten die den kollektiven Narzissmus bedienende Strategie aus Abwehr und Verleugnung nicht zu durchbrechen. Jener kollektive Narzissmus, der bereits während der Kriegsjahre die Grundlage für den vielzelebrierten Zusammenhalt der helvetischen «Volksgemeinschaft» gebildet hatte, wollte auch weiterhin befriedigt werden, was während gut vierzig Jahren auch gelang.

Als im Zuge der zusehends emotionaler gewordenen Debatte der 90er Jahre sowie des wachsenden Drucks aus dem Ausland 1996 der Bundesbeschluss zur Einsetzung der «Unabhängigen Expertenkommission Schweiz-Zweiter Weltkrieg» (UEK) erging, wurde dies vielerorts als Zeichen dafür gewertet, dass man nun auch endlich in der Schweiz bereit sei, sich von den alten Mythen zu verabschieden und sich der Tatsache der Mitverantwortung an den Gräueln des Nationalsozialismus zu stellen.

Anhaltende Abwehrhaltung

Dass die Diskussionen um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, kaum mehr als ein Jahr nach der Veröffentlichung des Schlussberichts des UEK weitgehend verstummt ist, erstaunt doch sehr – gerade angesichts der Brisanz der durch die UEK zu Tage geförderten Erkenntnisse. Allerorten grosses Aufatmen darüber – so der Eindruck, den man gewann – , dass das «Experiment staatlicher Geschichtsschreibung zu Ende» sei, wie die FDP nach Bekanntgabe des Berichts ihre Presseerklärung betitelte (vgl. Risse Nr.1). Die alten Mythen seien nun endgültig beseitigt, allen sei jetzt bekannt, dass die Weste der Schweiz doch nicht so weiss ist, wie man so lange geglaubt hat und glauben wollte und das Ausland sei auch zufrieden. Punkt.

Punkt? Die schon fast hysterisch anmutenden beleidigten Reaktionen auf den Schutzumschlag eines Buches von Stuart Eizenstat, der ein mit Goldbarren zum Hakenkreuz umgeformtes Schweizerkreuz zeigt, sind ein gutes Beispiel für die immer noch vorhandenen helvetischen Animositäten im Bezug auf das Thema. Ob sich angesichts solcher selbstmitleidiger Reaktionen davon ausgehen lässt, dass der staatlich abgesegnete Anlauf zur Geschichtsaufarbeitung zu einer rationaleren und (selbst-)bewussteren Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geführt hat, bleibt da fraglich. Die Debatte um besagten Buchumschlag zeigt vielmehr, dass es zu einfach wäre, die Zeit zwischen 1939 und 1945 schlicht als eine 50 Jahre zurückliegende Epoche ad acta zu legen, während der zwar auch in der Schweiz einiges schief lief, die nun aber mit dem Bergier-Bericht endgültig abgehakt und mit einer Neuschreibung der Geschichtsbücher bewältigt ist.

Mit dem zumindest teilweise in der Öffentlichkeit erfolgten Eingeständnis der Mitverantwortung und Schuld, das Ende der 90er Jahre unausweichlich war, ist offensichtlich etwas aufgebrochen, das sich lange Zeit hartnäckig halten konnte: Ein durch Mythen und Vergangenheitsglorifizierung verklärtes nationales Selbstbewusstsein, das für weite Teile der Bevölkerung – folgen wir Adorno – jene Möglichkeit zur Identifikation mit einem Kollektiv bot, derer die isolierten Einzelnen in ihrer Ohnmacht angesichts der verhärteten gesellschaftlichen Verhältnisse offensichtlich so stark bedürfen. Adorno hat darauf hingewiesen, wie stark die Erschütterung solcher Möglichkeit das Bedürfnis nach Reparatur des Ganzen entstehen lässt. «Sozialpsychologisch wäre daran die Erwartung anzuschliessen, dass der beschädigte kollektive Narzissmus darauf lauert, repariert zu werden, und nach allem greift, was zunächst im Bewusstsein die Vergangenheit in Übereinstimmung mit den narzisstischen Wünschen bringt, dann aber womöglich auch noch die Realität so modelt, dass jene Schädigung ungeschehen gemacht wird.» (Adorno 1996: 136).

Dass solcherlei Bedürfnisse nicht nur unter den hartgesottenen Geschichtsrevisionisten im Umfeld der «Aktion Gelebte Geschichte» (AAG), Vertretern der Aktivdienstgeneration und rechten Gruppierungen zu finden sind, sondern sich ebenso in den Äusserungen etablierter PolitikerInnen, PublizistInnen und auf Leserbriefseiten manifestieren, davon zeugt ein Blick auf die öffentliche Debatte. Eine Debat-

te, die selbst dann noch von der seit 50 Jahren anhaltenden Abwehrhaltung geprägt war, als die zumindest teilweise Mitverantwortung auch und gerade der Schweiz an der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik nicht mehr zu leugnen war.

Oft noch bevor man überhaupt den Versuch machte, sich mit der Tragweite der von der UEK dargelegten Tatsachen auseinanderzusetzen, wurde bereits mit Entlastungsmaterial um sich geworfen. Die Regierung, die Wirtschaft und das Schweizer Volk hätten halt unter massivem Druck gestanden, hiess es; der Bergier-Bericht hätte eine Analyse der militärischen und wirtschaftlichen Bedrohung unterlassen, so ein Vorwurf aus der NZZ vom 19. Dezember 01. Endlose Debatten entzündeten sich daran, ob es nun 25'000, 40'000 oder «bloss» 3000 Flüchtlinge gewesen waren, welche die Schweiz abgewiesen und damit in den Tod geschickt hatte. Immer wieder wurde auf die «Tatsache» hingewiesen, dass 1942 «nach der «totalen» Grenzschliessung vom 13. August die Zahl der Aufnahmen stark in die Höhe schnellte» (NZZ vom 19. August 01). «Verdoppelungen und Halbierungen von Zahlen gehören zum eisernen Bestand der Abwehr» (Adorno 1998: 164), stellte bereits Adorno fest.

Der «Ja, aber»-Effekt im Sinne von «Wir haben zwar schon Fehler gemacht, aber...» zog sich durch die ganze Debatte. Ein gutes Beispiel dafür ist die Rede von NZZ-Chefredaktor Hugo Bütler an der NZZ-Generalversammlung vom 13. April 02: «Und es gab abgewiesene Flüchtlinge, aber (!) es gab noch mehr aufgenommene Flüchtlinge. Kurz: Neben den Schatten des Weltkrieges gehört in der Geschichtsbetrachtung nun auch wieder das Licht gewürdigt, das damals von vielen in der Schweiz (...) hochgehalten wurde.» Ruth Dreifuss, die damalige Bundesrätin, versuchte den verletzten Schweizerstolz zu besänftigen, indem sie betonte, dass es der Schweiz immerhin trotz allem gelungen sei, inmitten «eines der Nazibarbarei ausgelieferten Europas ein Hort der Freiheit und der Demokratie zu bleiben». Dass nicht zuletzt die Schweiz dazu beigetragen hat, dass diese Barbarei stattfinden konnte, scheint da nicht zu interessieren.

Gutes Volk – böse Elite

Eine weitere Strategie der Abwehr, die sich bis über die Veröffentlichung der UEK-Berichte hinaus zäh gehalten hat, ist die Gegenübestellung von gutem Volk und böser Elite. So liegt denn auch im Schlussbericht der UEK der Fokus vor allem auf einzelnen Akteuren. So unerlässlich dies auch sein mag: eine Analyse des Vergangenen ohne eine umfassende historisch-soziologische Analyse der strukturellen Voraussetzungen und Verhältnisse, in deren Kontext die Handlungen der entsprechenden Akteure gestellt werden müssen, kann nur sehr unvollständig sein. Das kann dann soweit führen, dass auch im öffentlichen Diskurs beispielsweise die Raubgoldaffäre vor allem als Problem der Nationalbank und nicht der Schweiz betrachtet wird. Dass das Denken und Handeln eines grossen Teils der schweizer Elite autoritär und antisemitisch war, ist bekannt. Dass diese Eliten aber einen enormen Rückhalt in der Bevölkerung fanden und zwar bis lange nach Ende des Zweiten Weltkrieges, war und ist kaum ein Thema: ein Rückhalt, der offensichtlich bis heute vorhanden ist. Eine repräsentative Umfrage unter anderem im Auftrag der Coordination Intercommunautaire contre l'Antisémitisme et la Diffamation (CIDAD, Genf) hat ergeben, dass sich noch 1990 eine Mehrheit der schweizer Bevölkerung mit der damaligen Regierungspolitik einverstanden erklärte und der Meinung ist, dass die damalige Regierung richtig gehandelt habe, um eine Invasion durch Nazi-Deutschland zu verhindern und dass sie Widerstand gegen den Nazismus geleistet hat.

Was im Zuge auch der neueren Debatten weitgehend verpasst wurde, war das Aufzeigen jener Kontinuitäten,

Flyer Elektrobikes: lautlos, rauchlos, mühelos

VELOFIX

Velofix AG
Birmensdorferstr. 126
CH-8003 Zürich
Telefon 01 463 13 03
www.velofix.ch

RISSE
ANALYSE UND SUBVERSION

WIR SUCHEN WIEDERVER-KÄUFERINNEN

WIEDERVERKÄUFERINNEN ERHALTEN 25 % RABATT

RISSE Magazin
Postfach 3119
CH-8021 Zürich
Tel.: ++41 (0)1 262 31 50
Fax: ++41 (0)1 262 31 45
risse@risse.info

Impressum

RISSE Magazin
Postfach 3119
CH-8021 Zürich

Tel.: ++41 (0)1 262 31 50
Fax: ++41 (0)1 262 31 45

risse@risse.info
www.risse.info

Redaktion
Pascal Germann (pg@risse.info)
Lukas Germann (lg@risse.info)
Alexander Hasgall (ah@risse.info)
Nicole Peter (np@risse.info)
Alex Riva (ar@risse.info)
Thomas Schwendener (ts@risse.info)
Simone Wassmer (sw@risse.info)

Ständiger Mitarbeiter Deutschland
Stephan Truninger (st@risse.info)

Administration
Mirjam Pulver (mp@risse.info)
Lukas Müller (lm@risse.info)

Inserate
Nicole Peter (inserate@risse.info)

Layout
Andi Tschannen
Thomas Schwendener

Druck
Teutsch Druck, Bregenz

Titelbild
zvg

Abo-Preise
Jahresabo: 4 Ausgaben
36.– Fr. / 26.– Euro
inkl. Versandkosten

Postkonto
CHF: 87-79417-6
EUR: 91-81841-7

Beiträge sind erwünscht und können per Post oder E-mail an uns geschickt werden. RISSE haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte.

FRAZ
FRAUENZEITUNG

Das ganze sexy Spektrum

schillernd-queer
befreiend-lesbisch
gendergepixelt
feministisch-provokativ

bei uns im Büro, im Netz, am Kiosk, in guten Buchhandlungen und bald in deinem Briefkasten!

www.fraz.fembit.ch

01 272 73 71

www.risse.info

hier könnte Ihr Inserat stehen

inserate@risse.info

welche für ein Verständnis des Vergangenen wie des Gegenwärtigen unabdingbar wären. Es war der Kritischen Theorie ein zentrales Anliegen, darauf hinzuweisen, dass die gesellschaftlichen Bedingungen, die zum Nationalsozialismus führten, weiterbestehen, dass davon ausgegangen werden muss, dass die Bereitschaft zur Barbarei in den Menschen wie den Verhältnissen weiterbesteht, dass also «die Vergangenheit, der man entrinnen möchte, noch höchst lebendig» ist. Eine Feststellung, die sich nicht auf deutsche Verhältnisse beschränkt. Problematisch ist es, den Fokus zu sehr auf gewisse Figuren, einzelne Ereignisse und abgesteckte Zeitabschnitte zu beschränken. Dazu gehört auch die Tendenz zur Tabuisierung des Antisemitismus der Nachkriegszeit. Der Basler Historiker Georg Kreis hat auf die Notwendigkeit hingewiesen, auch den Antisemitismus in der Nachkriegszeit zu thematisieren und zu erforschen, stelle doch «die Zeit nach 1945 (...) ein noch weitgehend unbekanntes Land dar.» (Kreis 1998: 555). Dies gilt, so Kreis, gerade im Hinblick darauf, wie schnell antisemitische Haltungen wieder freigesetzt werden könnten, wie gerade die Debatte im Januar/Februar 97 um die sogenannt «nachrichtenlosen Vermögen» selbst gezeigt habe.

Genauso wie die Gegenüberstellung von gutem Volk und bösen Eliten suggeriert, dass das Geschehene nicht wirklich ein Problem der Schweiz sei, so wird die damalige Politik mit dem Herausgreifen aus historisch-gesellschaftlichen Zusammenhängen nicht als etwas begriffen, das in seiner Logik durchaus innerhalb einer gewissen Kontinuität liegt. Die antisemitische Verfasstheit der Gesellschaft, welche die Grundlage für jene Politik bot, war und ist ebenso ein Moment europäischer wie spezifisch schweizerischer Normalität; nicht zuletzt angesichts des konstitutiven Charakters, den Antisemitismus und Xenophobie für die Ausbildung auch des schweizerischen Nationalbewusstseins aufweisen.

Interessanterweise wird auch die Frage nach den ideologischen Sympathien von Akteuren mit der nationalsozialistischen Ideologie meist abgelehnt. Die Akteure hätten nur selten aus Bosheit oder ideologischer Überzeugung gehandelt (NZZ vom 31. August 01). Gleichzeitig unterschied aber beispielsweise sogar die Caritas zwischen arischen, halb-arischen und nicht-arischen Flüchtlingen. Der Hinweis darauf, dass Antisemitismus auch ohne Bosheit oder klar deklarierte ideologische Überzeugung funktionieren kann, ist hier wohl müssig.

Bruchloser Übergang in die Nachkriegszeit

«Aufgearbeitet wäre die Vergangenheit erst dann, wenn die Ursachen des Vergangenen beseitigt wären. Nur weil diese Ursachen fortbestehen, ward sein Bann bis heute nicht gebrochen.» (Adorno 1996: 146). Mit diesem Satz hat Adorno 1959 seinen Vortrag geschlossen. Es stellt sich also die Frage, inwiefern eine tiefgreifende Aufarbeitung der Vergangenheit überhaupt möglich ist, solange die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die zum Faschismus führten, weiterhin existieren.

Dass der Übergang zur Nachkriegszeit in kaum einem Land so bruchlos ablief wie in der Schweiz, wurde in den verschiedenen Debatten kaum je thematisiert. Fast die gesamte wirtschaftliche und politische Elite blieb im Amt, darunter der gesamte Bundesrat und Personen wie der für den «J»-Stempel mitverantwortliche Polizeichef Heinrich Rothmund. Auch die Unerwünschtheit von Jüdinnen und Juden in den Kadern von Politik und Wirtschaft, vom Bundesrat über die Entscheidungsspitzen der Industrie bis hin zum Fussballclub Grasshoppers Zürich, sowie antisemitische Diskriminierung bei der Vergabe von Stellen und der Aufnahme in bürgerliche Vereine hatten bis weit nach 45 und zum Teil bis heute System.

Als der ehemalige Bundesrat Delamuraz 1996 mit Bezugnahme auf die Klage aus den USA von «Lösegeld» und «Erpressung» sprach sowie vom Versuch, die Schweiz zu «destabilisieren und zu kompromittieren», war dies nur pointiertester Ausdruck für einen in weiten Teilen der Bevölkerung und sich gerade auf Leserbriefseiten äussernden antisemitischen Grundtenor. Die Vorstellung, dass «jüdische Finanzkreise» damit versuchen würden, das kleine Alpenland zu zerstören, stiess damals auf rege Zustimmung.

Im Nachhinein im Ende des Krieges den grossen Bruch sehen zu wollen, ist angesichts der erwähnten Kontinuitäten auch in der Schweiz nicht gerechtfertigt. Gerade diese Kontinuitäten machen aber auch das klar erkennbare Bedürfnis, nach Abschluss der Arbeit der UEK einen Schlussstrich ziehen zu wollen, besser verstehbar.

Dass Adornos Forderung, dass «Aufklärung über das Geschehene dem Vergessen entgegenarbeiten» muss, auch hierzulande ihre Berechtigung hat, zeigt die Tatsache, dass das Wissen der Bevölkerung im Bezug auf die Shoah trotz den jüngsten Debatten immer noch sehr beschränkt ist. Die Ergebnisse der bereits erwähnten, im Jahr 2000 durchgeführten Studie ergaben, dass nur 32% der Bevölkerung wussten, was Shoah oder Holocaust bedeuten, und weniger als in anderen europäischen Ländern Konzentrationslager und gelber Stern identifiziert werden konnten. Die Umschreibung der Geschichtslehrbücher wird hierbei wenig ausrichten können, angesichts dessen, dass die Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg und insbesondere der Massenvernichtung innerhalb des obligatorischen Geschichtsunterrichtes – wenn überhaupt – nur beschränkten Platz einnimmt.

Auch im Bezug auf die Bestrebungen von künftigen Generationen von Forscherinnen und Forschern will man es offensichtlich bei den Schlussstrichen belassen: Die Kopien der Akten, mit welchen die UEK für ihre Untersuchungen gearbeitet hatten, mussten nach Abschluss der Arbeit an die Firmen zurückgegeben werden, was eine Überprüfbarkeit oder weiterführende Untersuchung der Forschungsergebnisse sehr erschwert, wenn nicht verunmöglicht. ■

Literatur:

Adorno, Theodor W.: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit. In: Eingriffe. Neun kritische Modelle. Frankfurt a. M 1996.

Adorno, Theodor W.: Schuld und Abwehr. In: Soziologische Schriften II/2. Frankfurt a.M. 1998.

UEK. Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. Zürich 2002.

Kreis, Georg: «Öffentlicher Antisemitismus in der Schweiz nach 1945». In: Mattioli, Aram (Hg.): Antisemitismus in der Schweiz 1848 – 1960. Zürich 1998.

Lilos Welt

Ein Mensch, der spürt, wenn auch verschwommen,
Er müsste sich, genau genommen,
Im Grunde seines Herzens schämen
Zieht vor, es nicht genau zu nehmen.
Eugen Roth

Es gibt drei Dinge, die mir jeden Morgen den Weg zur Arbeit vermiesen und meinen Blutdruck in ungeahnte Höhen treiben.

1. Die Regenbogenpeace(Piss)-Fahnen, die beinahe an jedem Balkon hängen. Dazwischen hängt auch ab und zu ein weisses Bettuch, was aber weniger auf eine Antiirakkriegshaltung, wie auf eine unbefleckte Empfängnis hinweisen könnte.

2. Die Armeekasper in ihren Militärklamotten, die seit Ende März mit umgehängten MGs ausgerechnet vis à vis meiner Wohnung nicht etwa real gefährdete jüdische Einrichtungen, sondern Büros des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes und des Britischen Konsulats bewachen. Übrigens stehen im Umkreis vor abgeriegelten Konsulaten und Botschaften mindestens 20 weitere Militärjoggenköpfe bei Fuss.

Und was mich drittens nervt sind jene FriedenskämpferInnen, Wissensverweigerer und antiamerikanischen Dumpfbacken, die Patrice Lumumba für einen Tanz, Saddam für ein zwar garstiges, aber dennoch für ein Kriegsopfer der Amis und die Dixie Chicks für Revolutionärinnen halten.

Unvergessen die vor einiger Zeit noch fast täglichen Friedensdemonstrationen, vollgetankt mit einer unerträglichen Blut-und-Boden-Volksromantik und angeheizt mit völkischbraunen Parolen auf Transparenten, Flyern und Flugblättern. Vorzugsweise garniert mit einer Kefije (genannt Pali-Tuch) um den Hals oder eingehüllt in eine dieser unerträglichen GsoA-Fahnen hüpften, jauchzten und tanzten tausende VorfeierabendaktivistInnen und Popantifas auf den Strassen rum, magisch vereint zu einem «megageilen Event» gegen den Krieg im Irak. Kaum zu finden waren emanzipatorische Inhalte. Fast alle tun so, als gäbe es ausser im Irak keine kriegerischen Auseinandersetzungen weltweit, keine weiteren repressiven und mörderischen Regimes, keine Killerbrigaden, Pogrome und islamistisch-fundamentalistischen Menschenschlächter. Und als gäbe es keine Abertausenden von ermordeten Menschen und Flüchtlingen wie zum Beispiel derzeit in der Republik Kongo.

Früher – als selbst die Zukunft noch besser war als das jetzige Friedensgequassel und diese andauernd zelebrierten Blumenniederlegungen und Schweigeminuten voller Dummheit und Arroganz gegenüber wirklichen Opfern oder die hektische linke Betriebsamkeit, wenn's ums Grillen von US- und Israel-Flaggen geht oder ums Verfassen von nazikompatiblen Aufrufen und Slogans gegen Juden und Jüdinnen – nahmen sich die damalige sogenannte «Antiautoritäre Neue Linke» sowie AktivistInnen aus den verschiedensten sozialen Bewegungen wenigstens die Zeit, sich umfassend zu informieren. Ein grosser Teil der «68er Jugend» ging auf die Strasse aufgrund von gemachten Analysen, nicht wegen eines scheinheiligen Betroffenheitkultes oder für solch dummdreiste Parolen wie «Kein Blut für Oel». Also bitte, liebe Leute, verschont die Welt gefälligst mit Vergleichen zur damaligen Jugend,- Vietnam- und Antikriegsbewegung.

Heute entblöden sich unsere fahnentriebgesteuerten FriedensfreundInnen überhaupt nicht mehr, überall ihren verbalen Durchfall und christlich unterminierten Gedankenmüll ungefragt abzulassen. Leider, so scheint es mir, wird mancher Alptraum nie enden und das heisst, solange die Krise des kritischen Denkens in dieser sogenannt neuen, glückseligen, weil total engagierten Friedens- und Antiglobalisierungsbewegung anhält, gucke ich lieber Fussball, sammle Fussballerbildchen oder topfe meinen Ficus Benjaminii zum xten Mal um.

Aber es gibt zum Glück auch Nettes zu berichten:

Kapitän Ahab, bekannt aus der Geschichte mit Moby Dick dem Wal, soll demnächst vom Papst zum ersten menschlichen «Human Shield» erklärt werden. Wie man aus der Literaturgeschichte weiss, soll Ahab der Bärtige, als er bereits angekettet samt Fisch dem Tode entgegen trieb, noch mit letzter Kraft: «NEIN - ich verstehe gar nichts mehr» gerufen haben. Gut, bei dieser Geschichte von Melville geht es explizit um Schutzschilder für fette und ungeniessbare Fische, aber wir wollen das Ganze nicht so eng sehen, denn das Wenigste im Leben ist derart simpel zu erklären.

Simple Gemüter besitzen auch unsere beiden zürcherischen QuartierBeFreier Max Künzig und Rolf Vieli, die mit tatkräftiger Mithilfe des SVPlers Mauro Tuena das Langstrassenquartier «lebenswerter» und sicherer machen wollen. So ganz nebenbei sei erwähnt, dass auch Tuena stolzer Besitzer einer Regenbogen-Fahne ist! Alle drei Saubermänner finden es richtig, dass vor allem ausländische Frauen, die hier als Prostituierte arbeiten oder DrogenkonsumentInnen verjagt, schikaniert, eingesperrt, rück- oder ausgeschafft werden. Die beiden Aufräumer sind erstaunlicherweise immer dort anzutreffen, wo es am «unanständigsten» zugeht, und wie fast alle geilen Moralisten können sie nie nah genug bei der Zielgruppe ihrer Entrüstung und ihres moralischen Kampfgeistes sein. Künzig hat dummerweise noch einen Gesichts-Tic. Dafür kann der arme Mann zwar nichts, aber sein unmanierliches Augengezwinker sieht eindeutig nach Anmache aus. Kein Wunder, bekommt er beim Auf- und Abschreiten der Sündenmeile soviel Bumsangebote. Vieli hingegen, ehemaliger Juso mit Nulltoleranzattitüden und einem fundamentalpazifistischen Ansatz, hat zwar keinen Tic, dafür aber ein derart gewinnendes Lächeln, dass selbst die Wüste Gobi innert Minuten einfrieren würde.

Diese drei Swiss-Giulianis also sind tagtäglich dabei, «ihr Quartier» zu befrieden. Unterstützt werden sie dabei nicht nur von den Polizei-, Asyl- und Sozialbehörden, sondern auch von einem recht grossen Teil des linksgrünalternativen Umfelds.

Kürzlich habe ich gehört, dass es auf der Gasse ab und zu Hiebe für rassistische und verblödete Quartierbewohner absetzt. Dazu kann ich nur sagen: »Möge es beim nächsten Mal die Richtigen treffen.»

Lilo König

Innere Natur und Vergesellschaftung - Zum Konstitutionsprozess moderner Subjektivität

Wie ist das Verhältnis von Natur und Gesellschaft im Individuum zu denken? Wie konstituiert sich Subjektivität zwischen biologischen und sozialen Anforderungen? Eine richtig verstandene, nämlich historisch-materialistisch begründete Psychoanalyse als kritische Theorie des Subjekts gibt uns zentrale Einsichten in diesen Prozess.

von Markus Brunner

Freuds grosse Leistung war es zunächst, weit verbreitete körperliche Leiden ohne organischen Befund als «soziale Leiden» zu dechiffrieren. Mit seiner Psychoanalyse entwickelte er ein Instrument, um das, was von den Menschen als naturbedingt verkannt wurde, als gesellschaftlich geformte Pseudonatur zu enttarnen. Freud erkannte, wie der Mensch seinen Charakter, seine «Natur», lebensgeschichtlich erwirbt, wie im Sozialisationsprozess seine erste Natur, seine «Anlagen» (Freud), einer Modifizierung unterliegt und nur als geformte Natur überhaupt sichtbar wird.

Psychoanalyse als Kritik von Pseudonatur

Innere somatische Reize im Menschen streben nach Entladung von Spannung im Körper. Diese Reize werden von der Psyche aufgenommen und erhalten eine psychische Vertretung: Sie werden zum «Trieb». In ihm verbindet sich so Körperliches mit Geistigem, er ist also nicht, wie oftmals falsch verstanden, eine lediglich körperliche Kraft, sondern ein «Grenzbegriff zwischen psychologischer und biologischer Auffassung» (Freud, GW VIII, 410f). Die nach Abfuhr, nach «Aussen», drängenden Triebe folgen stets den lebensgeschichtlich erworbenen Abfuhrbahnen der «Triebschicksale», d.h. sie streben früher schon einmal erlebte Befriedigungssituationen an. Der Gegenstand der Psychoanalyse ist folgerichtig weder der körperliche Reiz noch der Trieb an sich, der nur eine «mythologische Konstruktion» (Freud) darstellt und als solcher nicht zu erkennen ist, sondern es sind die Triebschicksale. Erst wenn sich der Trieb mit einem bestimmten Ziel auf ein Objekt gerichtet hat, tritt er für uns in Erscheinung, wird er für uns wahrnehmbar. Natur und Kultur sind dabei nicht zu trennen, die Natur ist immer erst als lebensgeschichtlich, damit kulturell modifizierte, als zweite Natur, erkennbar.

Was Freuds Theorie so unbehaglich macht, ist, wie er selbst erkannte, die Kränkung der Menschen durch den Nachweis, «dass das Ich nicht Herr sei in seinem eigenen Hause» (GW XII, 11). Das «Ich» ist nichts Ursprüngliches, es entwickelt sich erst im Sozialisationsprozess, stellt eine Ausdifferenzierung eines Ursprünglicheren, des «Es», dar. Auch Freuds Instanzen Ich, Es und Über-Ich sind mythologische Konstruktionen. Sie sind nicht körperlich festzumachen, bieten aber die Möglichkeit, psychische Dynamiken bildlich begreifbar zu machen. Das unbewusste «Es» bildet zunächst den Triebpol, d.h. richtiger: in ihm finden die somatischen Reize ihre Vertretung, ihre psychische Repräsentanz. Im Kontakt zur Aussenwelt – und das heisst schon im Mutterleib – wird dieses Es (durch die Verknüpfung von Triebreizen mit Triebzielen) strukturiert und aus ihm bildet sich allmählich eine Instanz heraus, die für die Wahrnehmung der Aussenwelt verantwortlich ist: das «Ich». Es versucht zu vermitteln zwischen dem Es, das nach Lustbefriedigung strebt, und der Aussenwelt, die diese Befriedigung nicht oder nicht unmittelbar gewähren kann oder will. Aus Angst vor physischer Gewalt bei Nichtbeachtung werden die Gebote und Verbote der Aussenwelt im Über-Ich verinnerlicht, damit unbewusst gemacht. «Vom Es getrieben, vom Über-Ich eingeengt, von der Realität zurückgestossen» (GW XV, 84), versucht das Ich vergebens, es allen Recht zu machen. Nicht genehme Triebregungen werden unbewusst verdrängt, landen im Es, womit sie aber nicht ihre Kraft verlieren, sondern ständig nach Befriedigung streben und somit das Ich noch mehr bedrängen. Kann das Ich nicht mehr standhalten, ist es zu schwach, kommt es durch realitätsgerechte Verleugnung der Triebe (Neurose) oder durch triebgerechte Verleugnung der Realität (Psychose) zu psychischen Erkrankungen. Das Ich, die einzige bewusstseinsfähige psychische Instanz, ist somit alles andere als «Herr im Hause»; es verkümmert aufgrund des fortwährenden Widerstreits zwischen Natur und Kultur.

Psychoanalyse historisch-materialistisch gelesen

Freuds Theorie ist das Produkt jahrzehntelanger Erfahrungen aus seiner klinischen Tätigkeit als Arzt und Analytiker. Unter welchen gesellschaftlichen und historischen Bedingungen Freud diese Erfahrungen sammelt, reflektiert er selbst nur spärlich. Für ihn stellen seine Erkenntnisse allgemeine Einsichten über den Menschen an sich dar, er betreibt 'Naturwissenschaft' und erkennt nicht, dass, was er «Kultur» oder «Umwelt» nennt, mit spezifischen gesellschaftlichen Verhältnissen zusammenhängt. Er verkennt, dass sein Untersuchungsobjekt nicht der Mensch an sich, sondern das Bürgertum in der Phase des Übergangs der «freien Marktwirtschaft» zum Monopolkapitalismus ist, seine PatientInnen Produkte des Zerfalls der bürgerlichen Gesellschaft in der Zeit um die vorletzte Jahrhundertwende sind.

Der Grund dafür, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse dem zwar radikalen, aber bürgerlichen Theoretiker Freud als natürliche erscheinen, liegt in diesen selber: Die entfremdete Gesellschaft hat sich gegenüber ihren Produzenten verselbständigt, ist Herr über sie geworden. Der Markt als abstrakte Autorität, die das Leben der Einzelnen wie das der Gesellschaft bestimmt, führt ein Eigenleben, steht den Menschen als nicht zu steuernde Kraft gegenüber und erscheint ihnen so als Natur. Dieser Schein des Natürlichen hat seinen Wahrheitsgehalt darin, dass wirklich «die gesellschaftlich wirksamen Kräfte ganz wie Naturmächte [wirken]: blindlings, gewaltsam,

zerstörend, solange wir sie nicht erkennen und nicht mit ihnen rechnen.» (Engels, MEW 20, 260).

Die Patientin, der Freud in seiner klinischen Arbeit begegnet, ist ein in eben diesen spezifisch kapitalistischen Verhältnissen geformter Mensch. Die Umwelt, in der Freuds PatientInnen ihre Charakterstrukturen bzw. ihre Neurosen und Psychosen entwickeln, die bürgerliche Kleinfamilie, ist in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft entstanden und auch hier nur für eine kleine Schicht der Menschen Wirklichkeit gewesen. Diese Familienkonstellation, die Triade Vater, Mutter und Kind, erscheint Freud jedoch als naturgegeben und ahistorisch. Wo er also die lebensgeschichtliche Konstitution von menschlicher Natur minutiös nachzeichnet, naturalisiert er wieder eben diese Lebensgeschichte als allgemein menschliche und verfällt so dem Spuk der verdinglichten Gesellschaft.

Das Individuum selbst ist ein Produkt der bürgerlichen Gesellschaft; in ihr findet es seinen Begriff und seine Voraussetzungen. Die sich entfaltende bürgerlich-kapitalistische Produktionsweise ist die erste, die die einzelnen Menschen aus ihrem Eingebundensein in Familien- und Stammeskollektive herauslöst. Erst auf diesem Fundament kann die Idee des selbstbestimmten Individuums entstehen, und im Privateigentum findet es seine Voraussetzung: Das nicht mehr an Gemeineigentum gekoppelte Privateigentum erst ermöglicht es dem (bürgerlichen, mit Kapital ausgestatteten) Menschen, selbstbestimmt, d.h. zum Individuum zu werden. Der freie Austausch schafft die «vereinzelten Einzelnen» (Marx), die persönlichen Abhängigkeiten von anderen Menschen werden durch die «sachliche Abhängigkeit» von den Lebensmitteln ersetzt, die nur über den abstrakten Markt zu erhalten sind, durch den sich die Herrschaftsverhältnisse ständig erneuern.

Freud trifft nun auf dieses Individuum schon in seinem Zerfallsprozess. Die fortlaufende Konzentration von Kapital, die Monopolbildung Ende des 19. Jahrhunderts, entzieht den meisten Individuen ihre Existenzgrundlage, die sie im freien Kapital fanden. Die Zeit der Selbstbestimmung und damit des Individuums mit starkem Ich, das die Vermittlung zwischen Triebansprüchen (im Es) und gesellschaftlichen Anforderungen (verinnerlicht im Über-Ich) noch zustande brachte, ist vorbei. Das schwache, eingeklemmte, immer wieder überforderte Ich ist das Produkt des Zerfallsprozesses der liberalistischen bürgerlichen Gesellschaft, wie auch das starke Ich schon ein historisches Produkt, nichts Ursprüngliches war.

Wollen wir das Verhältnis von Natur und Gesellschaft im Konstitutionsprozess des Individuums adäquat zu fassen versuchen, kommen wir nicht umhin, die Erkenntnisse der Psychoanalyse, der kritischen Theorie des Subjekts, aus der Perspektive der anderen kritischen Theorie, der Marxschen Gesellschaftstheorie, ins rechte Licht zu rücken, d.h. auf ihre historischen Bedingungen zu überprüfen.

zvg

Die Freudsche Linke: Versuche einer Verknüpfung von Marx und Freud

Schon früh begannen marxistisch orientierte Psychoanalytiker um Freud herum, namentlich v.a. Reich, Fromm und Fenichel, später die 'Freudsche Linke' genannt, dem Freudschen Begriff der Kultur einen Gesellschaftsbegriff entgegenzustellen, der die historisch entstandenen kapitalistischen Verhältnisse ins Blickfeld rückte. Alle drei zeigten Ansätze einer Historisierung der psychoanalytischen Erkenntnisse und versuchten, die Marxsche Gesellschaftstheorie durch die Psychoanalyse zu ergänzen, alle drei aber – Fenichel bildete zuweilen eine erfrischende Ausnahme – verfielen dem Freudschen Selbstmissverständnis der Psychoanalyse als Naturwissenschaft. Wo Freud noch, wenn auch nicht immer bewusst und konsequent, aufzeigte, dass die Triebe erst als schon gesellschaftlich vermittelte überhaupt erfasst werden können, stellten die Vertreter der Freudschen Linken einem angeborenen Bedürfnisapparat, den sie vulgärmaterialistisch als Fundament einer dialektisch-materialistischen Psychologie sahen, die – bei Fromm über die Familie vermittelte – kapitalistische Gesellschaft gegenüber, welche die Bedürfnisse der Menschen entweder unterdrückte oder manipulierte. Die bürgerliche Kultur wurde der Natur unvermittelt als Unterdrückerin gegenübergestellt, zur niedergehaltenen Natur in den schlimmsten Momenten schliesslich alles gerechnet, was als Widerstandspotential angesehen wurde, seien es das Proletariat oder die Frauen.

Reich wie Fromm konnten die Spannung, die im Freudschen Triebbegriff als Grenzbegriff zwischen Körper und Geist liegt, nicht halten, sondern hypostasierten, in der Tendenz bei beiden schon im Frühwerk angelegt, aber von ihren Zeitgenossen zunächst noch unentdeckt, immer mehr je das eine Ende. Reich wurde

zum Biologisten, der zur Lösung zunächst der individuellen, bald aber auch der gesellschaftlichen Konflikte die Entfesselung der Genitaltriebe und später des Orgons propagierte, einer metaphysischen Lebensenergie, für deren Entdeckung Reich v.a. in Esoterikkreisen gefeiert wurde und immer noch wird. Fromm dagegen wurde – nachdem er für das Frankfurter Institut für Sozialforschung noch bahnbrechende empirische sozialpsychologische Studien konzipiert hatte – zum idealistischen Soziologisten, der psychische und zunehmend auch soziale Probleme vorwiegend als moralische verstand und das Körperliche radikal aus Freuds Theorie ausmerzte. Beide aber mussten für ihr Unterdrückungskonzept die gleiche Annahme voraussetzen: Sie mussten die Natur des Mensch, ihre (bei Reich um das Psychische, bei Fromm um das Körperliche verkürzten) Triebe mit scheinbar ursprünglichen 'guten' Qualitäten wie Liebe, Hilfsbereitschaft, Rationalität, ja sogar Fleiss (Reich) bestücken, die von der 'bösen' kapitalistischen Gesellschaft verformt oder unterdrückt würden.

Reichs und Fromms Versuche, die Marxsche und die Freudsche Theorie zu verknüpfen, scheiterten ebenso an einer mangelnden Kenntnis der ersteren wie an der ungenügenden Reflexion des Verhältnisses der beiden zueinander. Willkürlich bestimmten sie die Grenzen zwischen den Problembereichen, in denen die Psychoanalyse psycho-biologische Erklärungen für soziale Phänomene liefern durfte, und denjenigen, in denen soziologische Ansätze herbeigezogen wurden.

Adorno: Die Reflexion auf das Verhältnis von Marx und Freud

Der nächste marxistisch orientierte Theoretiker, der sich intensiver mit der Psychoanalyse auseinander setzte, war Adorno. Quasi dogmatisch an Freud festhaltend, aber mit dem Selbst(miss)verständnis der Psychoanalyse als Naturwissenschaft aufräumend, versuchte er die historische Wahrheit der Theorie Freuds zu erörtern, die von Soziologen einerseits, von den soziologistischen Psychoanalytikern andererseits aufgrund ihres monadologischen Charakters kritisiert wurde. Dieses Ausblenden von Gesellschaft in der Psychoanalyse sei einerseits richtig, da sie damit den real existierenden Bruch von Individuum und diesem entfremdeter Gesellschaft nicht theoretisch zu harmonisieren versuche, falsch aber zugleich, weil das Individuum immer ein gesellschaftlich konstituiertes Wesen darstellt. So propagierte er eine getrennte Forschung von Psychologie und Soziologie, deren Erkenntnisse aber in einem zweiten Reflexionsprozess miteinander vermittelt werden sollten.

Adorno war auch der erste, der die Verknüpfung von Natur und Gesellschaft im Entstehungsprozess des bürgerlichen Menschen erfasste. In dessen Triebäusserungen, seinen Bedürfnissen, seien Natur und Gesellschaft so miteinander verquickt, dass eine Isolierung einer der Seiten oder auch eine Aufteilung in 'gute' und 'schlechte' nicht möglich sei: «Menschlichkeit und Repressionsfolge wäre an keinem Bedürfnis säuberlich zu trennen» (GS 8, 393). Eine kritische Theorie der Bedürfnisse müsse demgemäss die Spannung halten, dass sie einerseits die unmittelbaren Bedürfnisse zu vertreten, andererseits diese aber auch als durch die Klassengesellschaft vermittelte zu reflektieren habe.

Bei Adorno fehlt jedoch eine systematische Untersuchung des wirklichen Vorgangs der Verbindung von Natur und Gesellschaft im Entstehungsprozess des modernen Menschen.

Lorenzer: Versuch einer materialistischen Sozialisationstheorie

Den wohl vielversprechendsten Versuch, diesen Mangel zu beheben, leistete Alfred Lorenzer in den 60er und 70er Jahren durch eine systematische historisch-materialistische Durcharbeitung und Neuformulierung der Psychoanalyse. Gemäss der programmatischen Forderung Adornos, die Psychoanalyse nicht unmittelbar mit Soziologie zu verknüpfen, aber dennoch den gesellschaftlichen Gehalt der Psychoanalyse festhaltend und der Probleme der Freudschen Linken bewusst, startete er den Versuch einer psychoanalytischen Sozialisationstheorie, die die Vermittlung von Natur und Gesellschaft im Konstitutionsprozess des Individuums genauer erfassen sollte.

Im Zentrum der Lorenzerschen Theorie stehen die sogenannten 'Interaktionsformen', psychische Niederschläge von realen Interaktionen zwischen Kind und Mutter, welche auch schon intrauterin, also im Mutterleib, stattfinden. In diese Interaktion gehen sowohl die erste Natur des Kindes wie auch die gesellschaftliche Praxis, vermittelt und gebrochen über die Mutter – sie steht hier symbolisch für die primären Bezugspersonen allgemein – ein. Das System der so gebildeten und miteinander verknüpften Interaktionsformen stellt nun die Triebstruktur dar, die Fromm und Reich fälschlicherweise noch als rein natürliche begriffen. So stellt Lorenzer wieder den Gegenstand in den Mittelpunkt, welcher der Psychoanalyse als Sozialwissenschaft aneignet: die Triebschicksale, die vermittelte Form, in der die menschliche Natur zum Vorschein kommt: zweite Natur. Ob allerdings dieser Ansatz mit seiner Verabschiedung des Triebbegriffs und dessen Ersetzung durch die Interaktionsformen der spezifischen, zwar nicht unmittelbar wahrnehmbaren, aber doch vorhandenen Qualität der ersten Natur gerecht wird, wäre zu hinterfragen. Die Rezeption des Lorenzerschen Ansatzes lässt nur allzu oft das Widerständige der Natur vermissen.

Die Tücken der menschlichen Natur

Eine kritische Reflexion des Verhältnisses von innerer Natur und Gesellschaft muss sich gegen verschiedene theoretische Ansätze abgrenzen, die diesem nicht gerecht werden. Zwar betont sie das (immer auch individuelle) Naturmoment im Menschen, doch ist ihr stets bewusst, dass dieses erst in seiner gesellschaftlichen Form in Erscheinung tritt.

Der Mensch ist kein Instinktwesen. Verhaltensbiologische Ansätze, die menschliches Verhalten aus der Beobachtung von tierischem biologisch zu erklären versuchen, verkennen, dass der Mensch eine neue Stufe der Evolution erreicht hat. Durch die im historischen Prozess erworbene Sprache ist der Mensch bewusstseinsfähig geworden; er ist fähig geworden, die äussere Natur,

auf die er trifft, nach seinem Willen zu verändern. Er erlangt dadurch, dass er seine Wahrnehmungen in Sprache fassen kann, die Fähigkeit, seine Verhältnisse zu seiner Umwelt, zu anderen Dingen und Menschen zu reflektieren, gar die potentielle Fähigkeit, die gesellschaftlichen Verhältnisse zu transzendieren. Aufgrund dieser Fähigkeit der bewussten Bearbeitung der Umwelt, bei der auch die innere Natur sich verändert, sondert sich die Menschheitsgeschichte von der Naturgeschichte ab, die blindlings walten muss, da ihr ein Bewusstsein fehlt. Das menschliche Verhalten ist damit, auch wo es seine biologische Basis hat, nicht ausserhalb dieses Geschichtsprozesses zu erklären. Jeder sogenannte 'Instinkt' ist immer schon geschichtlich modifizierte, gesellschaftlich vermittelte Natur.

Das Individuum ist ein Entstandenes, kein Ursprüngliches. Seine Trieb- und Gefühlsbasis wie auch sein Bewusstsein entstehen in der Vermittlung von Natur und Gesellschaft. Diesen Sachverhalt verkennt jede Psychologie, die den Kern des Menschen, sein «Wesen», sein «wahres Selbst», seinen «wahren Charakter» sucht und den Menschen «zu sich selbst» finden lassen will. Niemand ist von Natur aus 'gut' oder 'schlecht', ruhig, aggressiv oder intelligent; die Charakterstruktur eines Menschen lässt sich von seiner Lebensgeschichte nicht isolieren, da sie erst in ihr entstanden ist. Was Freud als Natur, «Anlage», fasst, bleibt immer unbestimmt, nur negativ fassbar, als Rest, der nicht lebensgeschichtlich erklärt werden kann. Ausserdem ist solchen Kernidentitäts-Theoretikern entgegenzuhalten, dass es gerade das Wesen des (heutigen) Menschen ist, dass die verschiedenen psychischen Instanzen sich im ständigen Widerstreit befinden, nie etwas Einheitliches darstellen.

Andererseits ist das Naturmoment im Menschen gegen soziologistische Ansätze zu verteidigen und zu betonen. Die Konstitution von Subjektivität ist kein Prägungsprozess, in dem konfliktfrei gesellschaftliche Normen verinnerlicht werden, die menschliche Natur keine qualitätslose Masse, die beliebig formbar ist. Die Triebnatur leistet Widerstand gegen ihre Vergesellschaftung, hat – nie positiv bestimmbare – eigene Ansprüche; es findet eine Überformung statt. Ein gesellschaftlicher Determinismus, wie er sich in Prägungsmodellen zeigt, trifft zwar eine Wahrheit, weil er die aus der gesellschaftlichen Ohnmacht herrührende Ich-Schwäche der heutigen Menschen erkennt; er kann aber Abweichung vom Zugeschriebenen, Emanzipation nicht erklären.

Der Prozess der Sozialisation ist immer zugleich auch derjenige der Individuation. Zwischen den Triebansprüchen und der Gesellschaft findet eine Auseinandersetzung statt, deren Resultat das Ich ist, das fähig sein sollte, den verschiedenen Ansprüchen gerecht zu werden, diese gar gegeneinander abzuwägen. Das Individuum richtet sich also kaum unmittelbar nach den gesellschaftlichen Normen und Werten, auch wenn es diese verinnerlicht hat, sondern wird auch an die Triebansprüche Konzessionen machen müssen, will es nicht neurotisch werden.

Natur und Kultur bzw. Gesellschaft sind im Menschen nicht mehr zu trennen. Erste Natur kommt nie unmittelbar, sondern immer gesellschaftlich vermittelt als zweite Natur zum Vorschein. Vorsicht ist immer dann geboten, wenn das eine oder andere Moment ausgeblendet wird. ■

Literatur:

Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften, Frankfurt a.M. 1997.

Freud, Sigmund: Gesammelte Werke. 18&1 Bde., Frankfurt a.M. 1940-87.

Marx, Karl & Engels, Friedrich: Werke. 39&1 Bde., Berlin 1961-68.

Fromm, Erich: Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie. Frankfurt a.M. 1970.

Lorenzer, Alfred: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a.M. 1973.

Reich, Wilhelm: Die Funktion des Orgasmus. Köln 1969.

CONTRASTE

Die Monatszeitung für Selbstorganisation

ABI VON UNTEN Bildung für Alle?... Für den Standort oder was? · Schulpflicht und Lernfreiheit · Schule und Krieg · GATS versus Bildung? – Der Ausverkauf von Bildung hat begonnen... · Alternativen zum Bildungsmainstream – Alternative-Bildungs-Initiative! · Eine Insel der Anarchie in Spanien?: Paideia – »Schule der Anarchie« IRAK Syrien, Iran, Nordkorea: Wer ist als Nächster dran? · Brief an die tapferen Krieger: Schlaft gut Soldaten WENDLAND Wind gegen Atom: Alternative Region Wendland ARBEIT Zur Kritik der autoritären Arbeitsgesellschaft: Terror der Arbeit · »Gegen die Arbeit – für das Leben«: Vernetzen gegen die Arbeit REZENSION Geschichte des KB (1971-1991): Geschichten vom Trüffelschwein INNOVA EG Neue Arbeitsplätze in Genossenschaften? MANNHEIM Die Robin-Kruso-Insel JUBILÄUM Buchladen BiBaBuZe wurde 25 u.v.m.

BUNTE SEITEN 2003+ das Adressenverzeichnis der Alternativen Bewegungen. Mit ca. 13.500 Anschriften aus der BRD, CH, A und internationale Kontaktanschriften mit Reader der AlternativMedien im Innenteil. 1.200 Zeitschriften mit zahlreichen Beschreibungen, Video- & Filmgruppen sowie Freie Radios. 300 Seiten (DIN A4) für 18 EUR zzgl. 2 EUR Versandkosten.

Ein Schnupperabo
3 Monate frei Haus
gibt es für 5 Euro
(Es endet automatisch und muß nicht gekündigt werden.
Nur gegen Vorkasse: Schein/Briefmarken/Bankeinzug!)

Bestellungen im Internet oder über CONTRASTE e.V.
Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg

Probelesen: www.contraste.org

http://www.contextXXI.at

im juli : Context XXI, 4-6/2003
schwerpunkt : verfolgung, exil, widerstand von frauen im NS

Context XXI

Context XXI ist eine der wenigen Zeitschriften, in denen prinzipielle Gesellschaftskritik noch möglich ist und zwar in der Beharrlichkeit und Ausführlichkeit, die dafür nötig sind. Context XXI ist ein Internet-Medium und als solches vermutlich eine der besten und brauchbarste Textdatenbanken für gesellschaftskritische Diskussion und Information. Neben den Texten der eigenen Zeitschrift finden sich in der Context XXI-Papyrothek auch Archive von Streifzügen, Weg und Ziel und radiX. Context XXI ist ein Radioprogramm – jeden Montag 13⁰⁰ – 14⁰⁰ Uhr auf ORANGE 94,0 (Wien) und anderen Freien Radios.

Das Probeabo: die nächsten drei Ausgaben kostenlos und unverbindlich. Dieses Probeabo wird nicht automatisch verlängert. Sie werden lediglich zur Verlängerung eingeladen.

Bestelladresse: Context XXI • Schottengasse 3a/1/4/59 • A-1010 Wien • Fax: ++43-1/532 74 16 • E-Mail: redaktion@contextxxi.at

Das Comeback der Leni Riefenstahl

Dass Leni Riefenstahl, die Regisseurin von so bedeutenden Nazi-Propagandafilmen wie «Triumph des Willens» und «Olympia», in Deutschland derzeit eine regelrechte Renaissance erlebt, ist kein Zufall. Ihre Ästhetik und der von ihr gelebte Geschichts-Revisionismus korrespondieren bestens mit dem deutschen Zeitgeist.

von Simon Hofmann

«Mein grosser Irrtum» heisst ein Kapitel in der 1987 erschienenen Autobiographie von Leni Riefenstahl. Es handelt davon, wie übel ihr am Ende des Zweiten Weltkriegs von der französischen Besatzungsmacht mitgespielt wurde. «Mein grosser Irrtum war anzunehmen, die Franzosen würden mich so fair behandeln wie die Amerikaner.» Nicht in Hitler, nicht in den Nazis hatte sich Riefenstahl am meisten getäuscht, sondern in der französischen Militärregierung. Dieses Beispiel ist symptomatisch für den eisernen Willen, mit dem sich die bedeutendste Nazi-Propagandaregisseurin, welche die faschistische «Ästhetisierung der Politik» (Walter Benjamin) wie niemand sonst beherrschte, nun schon seit über 50 Jahren jeder Form von Einsicht oder gar Schuldbekenntnis konsequent verweigert. Hartnäckig und stur wob sie an der Legende von der gänzlich unpolitischen und nichtsahnenden naiven Künstlerin, die sich bloss für das interessierte, «was schön ist, stark und gesund», und die von den Nazis instrumentalisiert wurde. Es gelang ihr bis heute, wie Margarete Mitscherlich schrieb, «ohne Ahnung von dem zu bleiben, wovon sie keine Ahnung haben wollte».

Dass der von ihr konstruierte und in ihren Memoiren verewigte Mythos alles andere als der Wahrheit entspricht, wusste man eigentlich schon immer; es ist aber nun dank drei kürzlich erschienenen Biographien endgültig bewiesen. Als Vertraute des «Führers» und anderer Nazi-Grössen wie Julius Streicher nutzte Riefenstahl gezielt die Vorteile, die sich aus dieser Konstellation ergaben. Ihre Hinwendung zu Hitler, den sie bis zu dessen Tod über alles verehrte, fiel in eine Zeit, in der sie, tief gekränkt über die Verrisse ihres Regiedebüts in der – wie sie meinte – jüdischen Filmpresse, mit antisemitischen Äusserungen aufgefallen war. Noch sehr viel später sollte sie sich darüber beklagen, dass die «Anti-Nazi-Liga, die grosse Macht in Hollywood hat», manchen ihrer Auftritte verhinderte. Die Juden sind immer noch ihr Unglück.

Markenzeichen Riefenstahl

Die endgültige Dekonstruktion der Riefenstahl-Legende konnte dem seit den neunziger Jahren ansteigenden Trend zur Riefenstahl-Renaissance in Deutschland nichts anhaben. Die immer seltener gewordenen kritischen Stimmen gingen letztes Jahr im Chor der Jubel-Arien aus Anlass ihres 100. Geburtstags mehr denn je zuvor unter. Die Boulevard-Presse berichtete dankbar von ihrer luxuriösen Geburtstagsfeier am Starnbergersee, wo sich die deutsche Prominenz (von Uschi Glas über Siegfried und Roy bis hin zu Leo Kirch) ein Stelldichein gab. Nebenbei wurde ihr bei dieser Gelegenheit auch eine Ehrenmedaille für ihre Verdienste um den deutschen Film überreicht. In der Berichterstattung fehlte fast durchgehend jeder Hinweis auf die Nazi-Vergangenheit der Gefeierten. Auch in den Feuilletons setzt man sich heute lieber mit ihrer Genialität als mit ihrer engen Verbundenheit zu Hitler auseinander. «Keine Bedeutung. Nur Schönheit» schrieb «Die Welt» lobend anlässlich ihres neuen Werks «Impressionen unter Wasser», ohne dabei ein kritisches Wort zu verlieren.

Dreharbeiten zu «Triumph des Willens»

Riefenstahl ist wieder «in». Ihr Name ist zu einem Markenzeichen geworden, mit dem sich nicht zuletzt viel Geld verdienen lässt. Madonna und Jodie Foster stritten um die Filmrechte an den Riefenstahl-Memoiren, der Kölner Taschen-Verlag vertrieb in grosser Auflage einen opulenten Bildband, dem bald ein Wandkalender, Postkarten sowie ein Blanko-Book mit Riefenstahl-Motiven folgen sollten. Auch für trendbewusste Galerien ist Riefenstahl lukrativ; in Berlin drängte sich die jung-intellektuelle Schickeria der Stadt an einer Vernissage der Greisin. Ueber diese Auswüchse der Kulturindustrie mag sich niemand mehr erregen.

Naturbursche Reinhold Messner sagte von seiner guten Freundin: «Das ist eine mutige Frau. Es ist höchste Zeit, dass man dieses Lebenswerk anerkennt.» Sein Wunsch ist bereits in Erfüllung gegangen. Die Kritik hat sich, offenbar ohne Erfolg, am Mythos Riefenstahl abgearbeitet. Wenn ihre Lebenslüge nicht gerade, wie es allzu oft geschieht, in den Rang der Wahrheit erhoben wird, so wird ihre kompromittierende Vergangenheit zwar erkannt und akzeptiert, nicht aber als relevantes Kriterium in der Bewertung ihres Lebenswerkes erachtet. Die von Riefenstahl heiss erhoffte Seligsprechung zu Lebzeiten hat längst begonnen. Aus Hitlers Favoritin ist ein Star geworden, an dessen Seite sich auch Edmund Stoiber gerne zeigt. Der deutsche Mainstream hat die Nazi-Regisseurin als nationales Kulturgut wiederentdeckt. Man darf wieder stolz auf sie sein in Deutschland.

Die Superverdrängerin

Das war freilich nicht immer so. In den 50er und 60er Jahren war es in

Deutschland noch verpönt, Riefenstahl zu bejubeln. Während Veit Harlan, der mit «Jud Süss» den wirkungsvollsten antisemitischen Film des Dritten Reiches geschaffen hatte, nach 1945 bis zu seinem Tod 1964 weiter Filme produzieren konnte, blieb die Regisseurin im deutschen Filmgeschäft lange eine Ausgestossene. Öffentliche Bewunderer hatte sie höchstens im Ausland, vor allem in Frankreich, wo sie Jean Cocteau 1952 als «Genie der Kinematographie» bezeichnete. Auch als Riefenstahl ab den späten 70er Jahren im US-amerikanischen Pop-Diskurs als Kultstar gefeiert wurde und ihr Ikonen wie Andy Warhol, Mick Jagger, der Fotograf Helmut Newton, Francis Ford Coppola und Steven Spielberg huldigten, begegnete man ihr in ihrer Heimat weiterhin meist kühl und ablehnend. Bis in die 80er Jahre wurden alle Versuche zu ihrer Rehabilitierung in der deutschen Öffentlichkeit einigermassen scharf kritisiert.

Ihre totale Verweigerung jeglichen Mitleids oder Schuldbekenntnisses machte sie, so Georg Seeßlen, zu einer Märtyrerin, «zu einer Schlüsselfigur der alten Rechten». Die deutsche Nachkriegsgesellschaft, der es vor allem um die eigene Enschuldung ging, hatte in der uneinsichtigen Riefenstahl aber vor allem einen idealen Sündenbock, den sie zur Projektion ihres Selbsthasses nutzen konnte. Ihre prominente Stellung unter Hitler prädestinierte sie zu dieser Funktion. Die «Superverdrängerin» (Margarete Mitscherlich) hielt all ihren Landsleuten, die ebenfalls von nichts gewusst haben wollten, den Zerrspiegel ihrer eigenen Verdrängung vor. Deshalb musste sie als Provokation empfunden werden.

Diese Einsicht sollte aber keinesfalls dazu verleiten, dem von Riefenstahl selber konstruierten Bild des unschuldigen Opfers Vorschub zu leisten. Sie selber sieht sich als Opfer einer Verschwörung linker Intellektueller, aber auch als Opfer ihrer «zufälligen» Bekanntschaft mit Hitler. 1965 bezeichnete sie Michael Delahaye in der Zeitschrift «Cahier du Cinema» als «unschuldiges Opfer einer Konspiration des Schweigens». Selbsternannte Feministinnen wie Alice Schwarzer wiederum sehen in der Filmfrau ein Opfer der patriarchalen Männergesellschaft.

Gerne spricht Riefenstahl von ihren Nöten, wenn sie etwa von ihrem Schock angesichts der ihr auferlegten Besichtigung eines KZ berichtet oder wenn sie gegenüber der Weltwoche klagt: «Man will, dass ich mich schuldig fühle, man will, dass ich tot bin.» Diese permanente öffentliche Selbstbemitleidung wirkt grotesk angesichts ihres luxuriösen Lebensstils und der 70 % Tantiemen, die sie bei jeder Ausstrahlung eines ihrer Filme bekommt, während viele überlebende Opfer des deutschen Faschismus bis heute vergeblich auf eine Entschädigung warten. Ihre Selbststilisierung zum grossen Opfer ist eine Verhöhnung der wahren Opfer.

Das Opfer einer «zufälligen» Bekanntschaft mit Hitler? – in Riefenstahls Villa, 1937

Riefenstein und Eisenstahl?

Die deutsche Gesellschaft der Jahrtausendwende hat Leni Riefenstahl wieder liebgewonnen. Über 50 Jahre nach dem Nationalsozialismus wirkt die unbelehrbare «Superverdrängerin» offenbar nicht mehr provozierend. Nach dem «Schlussstrich» unter die unbequeme «Vergangenheit, die nicht vergehen will» (Ernst Nolte), ist die Leugnung der eigenen Schuld kein Tabu mehr. Das neue Geschichtsverständnis, das sich in Deutschland schon weitgehend durchgesetzt hat, der Wunsch nach «Normalität» um jeden Preis im Umgang mit der eigenen Vergangenheit, hat der Greisin Riefenstahl doch noch zur langersehnten Rehabilitation verholfen. Endlich, so schreiben die deutschen Zeitungen, könne ihr Werk nun unvoreingenommen und ohne reflexartige Ablehnung gewürdigt werden. Der Hass der Deutschen gegen alles Schöne, «ein später, kleiner Sieg des Herrn Hitler», der gemäss einem Artikel in «Die Welt» hinter aller Kritik am riefenstahlschen Werk stehe, scheint nun endlich überwunden zu sein: Die Deutschen brauchen sich von ihrer Vergangenheit nichts mehr vermiesen zu lassen. In einer Zeit, in der in Deutschland mehr über die eigene Opferrolle als über die eigene Schuld gesprochen wird, muss Leni Riefenstahl Hochkunjunktur haben. Die ehemalige «Schlüsselfigur der alten Rechten» ist zu einem Star der neuen deutschen Gesellschaft geworden. Ihr Martyrium, für das sie so viel gelitten habe, wird nun anerkennend gewürdigt.

Bei so viel revisionistischem Unsinn darf natürlich auch die entlastende Analogie zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus nicht fehlen. Ausgerechnet Hilmar Hoffmann, vor nicht allzu langer Zeit noch einer der schärfsten Riefenstahl-Kritiker, redete bei seiner Eröffnungsrede der Bonner Riefenstahl-Ausstellung im Dezember letzten Jahres der Gleichsetzung von Sergej Eisenstein und Leni Riefenstahl und damit auch der Rehabilitierung letzterer das Wort. Auch Eisenstein habe Propaganda für ein unmenschliches Regime gemacht, trotzdem sei sein Genie nie bestritten worden. Die Absurdität von Hoffmanns Vergleich muss an dieser Stelle nicht länger begründet werden; gerade jüngst sind einschlägige Arbeiten zu diesem Thema erschienen. Aus Anlass der Potsdamer Riefenstahl-Ausstellung arbeitete Oksana Bulgako-

wa nochmals die unterschiedliche Darstellung der Masse in beiden Werken heraus. Rainer Rother macht in seiner Riefenstahl-Biographie auf die grossen ästhetisch-ideologischen Unterschiede der beiden Regisseure – Verstörung, Brechung, Provokation und Subversion bei Eisenstein, Affirmation, Harmonie und totaler Illusionismus bei Riefenstahl – aufmerksam.

Die Entnazifizierung der bedeutendsten Propaganda-Regisseurin des Dritten Reiches lief seit jeher mit der Entpolitisierung ihrer Filme einher. Diese wurden von ihren Verehrern als rein künstlerische Werke rezipiert und für ihre ästhetischen Qualitäten gewürdigt. Auch wenn Riefenstahl für Hitler Filme gedreht hat, so lautet die gängige Argumentation, können diese trotzdem von hohem künstlerischem Wert sein. Besonders geeignet für diese gefährliche Verharmlosung ist der zweiteilige Film über die Olympischen Spiele von 1936 in München, der 1938 im In- und Ausland begeistert aufgenommene wurde. Ohne Kenntnisse des ihm zugrunde liegenden, zeitgenössischen rassenhygienischen und antisemitischen Diskurses ist seine implizite ideologische Botschaft für ein heutiges Publikum nur sehr schwer erkennbar. So wird der Film auch im Programmheft der studentischen Filmstelle in Zürich, die ihn dieses Frühjahr mit grossem Publikumserfolg zeigte, als «ästhetisch beeindruckendes Kunstwerk» angepriesen, dessen Inhalt «an sich kaum anstössig ist». Dass es gerade die Ästhetisierung ist, die eminent politisch ist, wurde von den Filmstudenten offensichtlich übersehen. Die Form, die filmische Sprache, ist hier der Inhalt. Dieser entpuppt sich bei genauer Analyse, wie Daniel Wildmann in seinem Buch «Begehrte Körper» eindrücklich aufzeigt, als durch und durch nazionalsozialistisch.

Arischer Körperkult

Der Körper, den Riefenstahl im Olympia-Film präsentiert, ist gekennzeichnet durch seine Schönheit, seine Kraft, seine Gesundheit und seinen absoluten Willen. Diese Elemente konstruieren ihn – nicht nur am Beispiel von deutschen und nordischen Sportlern – in nationalsozialistischer Lesart als «natürlich» und «arisch». Im Prolog wird zu diesem Zweck das klassische Körperideal der Antike vereinnahmt: Die griechische Statue des Diskuswerfers verwandelt sich in einer langen Überblendung in einen deutschen Musterathleten aus Fleisch und Blut, «die lebendige Verwirklichung des Kämpfers von heute», wie Riefenstahl es ausdrückte. Aus dem griechischen ist so als dessen Nachfolger der arische Idealkörper entstanden, ein Körper der Zukunft, eine Utopie, durch seine Herkunft als göttergleich geadelt. Der Film unterwirft die Athleten dem deutschen Olympiaritual und dem arischen Körperideal. So werden sie zu Mitgliedern einer arisch-olympischen Körpergemeinschaft unter der Führung von Deutschland.

Die Konzeption des Gesunden und Starken ist untrennbar mit der Konzeption des Kranken und Zersetzenden verbunden. Der Verweis auf den Krankheitserreger ist im Film ein stillschweigender: Obwohl nur der arische Körper anwesend zu sein scheint, ist auch sein Gegenbild, der jüdische Körper – gerade durch seine Abwesenheit – anwesend. So präsentiert der Film, von Ariern für Arier gemacht, in den Kinos eine «judenfreie» Welt. In diesem Sinne kann der ästhetische Stil Riefenstahls nicht losgelöst von der «Judenpolitik» des Dritten Reiches und somit von Auschwitz betrachtet werden. Riefenstahl, so resümiert Wildmann, nehme «die Endlösung als Fluchtpunkt im Imaginären vorweg».

An einer seriösen filmanalytischen Herangehensweise mangelt es in der Riefenstahl-Rezeption nach wie vor. Sonst könnte das Bild der formal genialen Filmemacherin, die durch ihren Opportunismus unter den Nazis für einige Jahre auf die schiefe Bahn geraten sei, nicht länger aufrecht erhalten werden. Es gibt keine unschuldige riefenstahlsche Ästhetik, die sich für einige Jahre in den Dienst des Faschismus stellte. Ihre Ästhetik ist faschistisch. Durch ihr Werk führt eine kontinuierliche Linie von den Bergfilmen, dem Reichsparteitag, den olympischen Spielen über die Nuba-Fotografien bis hin zum neuen Unterwasser-Film.

In den 60er und 70er Jahren veröffentlichte Riefenstahl ihre vielbeachteten Fotografien des afrikanischen Stammes der Nuba. In den Körpern des afrikanischen Urvolks, das sie in einer antizivilisatorischen und antiaufklärerischen Weise heroisierte, fand sie die idealen Objekte für ihren faschistischen Schönheitswahn. Wilhelm Bittdorf bemerkte 1976 im «Spiegel» zum Erscheinen des zweiten Nuba-Bildbandes: «Hier enthüllt sich vollends, wie unverbesserlich die Leidenschaft für das Starke und Gesunde seit den Tagen von Glaube und Schönheit geblieben ist. Die Nuba – das sind die besseren Nazis, die reineren Barbaren, die wahren Germanen.»

Der oft gehörte Hinweis auf die Omnipräsenz der riefenstahlschen Ästhetik in der heutigen Werbung, Sportberichterstattung und auch im Spielfilm ist keinesfalls ein Beweis für deren Harmlosigkeit. Die Tatsache, dass sich die Riefenstahl-Ästhetik tief in unserer populären Bilderkultur eingenistet hat, sollte vielmehr zur Sorge über den Zustand unserer Kultur Anlass geben. Die amerikanische Filmemacherin und Essayistin Susan Sontag thematisierte 1975 angesichts des grossen Erfolges der Nuba-Fotos unsere Empfänglichkeit für «faschistische Sehnsüchte». «Die Macht ihres Werkes», so Sontag, «liegt im Fortbestehen seiner politischen und ästhetischen Ideen.» Wenn heute die öffentlichen Vorführungen der Riefenstahl-Klassiker auf äusserst reges Publikumsinteresse stossen, so lässt das aufhorchen. Daniel Wildmann wagt die «ketzerische Frage», ob ihre Filme nicht vielleicht gerade deswegen vom zeitgenössischen Publikum geliebt werden, weil sie eine garantiert «judenfreie» Welt präsentieren. Das Comeback von Hitlers Filmerin sollte keinesfalls auf die leichte Schulter genommen werden. Es ist symptomatisch für die Befindlichkeit der deutschen Gesellschaft der Postmoderne. ■

Literatur:

Bulgakowa, Oksana. «Riefenstein» – Demontage eines Klischees. In: Leni Riefenstahl. Hrsg. vom Filmmuseum Potsdam. Berlin 1999.

Rainer Rother. Leni Riefenstahl. Die Verführung des Talents. Berlin 2000.

Georg Seeßlen. Blut und Glamour. In: Leni Riefenstahl. Hrsg. vom Filmmuseum Potsdam. Berlin 1999.

Jürgen Trimborn. Riefenstahl. Eine deutsche Karriere. Berlin 2002.

Daniel Wildmann. Begehrte Körper. Konstruktion und Inszenierung des «arischen» Männerkörpers im «Dritten Reich». Würzburg 1998.

Zürich: Metropole der Eugenik

Thomas Huonker ist der beste Kenner der Geschichte der Fahrenden und deren Verfolgung in der Schweiz. Seine neueste Publikation handelt von der eugenischen Ideologie und ihrer Umsetzung, der neben den Fahrenden auch Tausende andere sozial diskriminierte zum Opfer gefallen sind.

von Alex Riva

Huonkers Ausführungen zur Geschichte der eugenischen Praxis in der Schweiz konzentrieren sich mehrheitlich auf Zürich, wo ihm die Unterlagen des Sozialwesens und Patientenkarteien der psychiatrischen Anstalt Burghölzi zugänglich waren. Die vier im untersuchten Zeitraum tätigen Direktoren des Burghölzli waren alle überzeugte Eugeniker. Als anerkannte Wissenschafter mit Lehrauftrag an der Universität Zürich standen sie an der Spitze einer grossen Zahl an fürsorgerischem, medizinischem und administrativem Personal, das die eugenischen Ideen in die Tat umsetzte. Die Leiter von psychiatrischen Anstalten huldigten dem Sozialdarwinismus, indem sie die Verhinderung einer Nachkommenschaft von EpileptikerInnen, Schizophrenen, Alkoholabhängigen, Gehörlosen, etc. nicht nur propagierten. Als erster in Europa liess der Burghölzli-Direktor August Forel aus eugenischer Motivation schon Ende des 19. Jahrhunderts Kastrationen durchführen. Bis 1934, als im zürcher Hotel Dolder der internationale Kongress der Rassenhygieniker unter starker deutscher Beteiligung tagte, war die Limmatstadt zu einer Metropole der Eugenik geworden.

Für den Kongress nach Zürich zurückgekehrt war auch der ostschweizer Forel-Schüler Ernst Rüdin, der nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland federführend an der Ausarbeitung des «Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» mitgewirkt hatte. Robert Ritter, zentrale Figur bei der Verfolgung, Sterilisation und Ermordung von «Zigeunern» im 3. Reich, fand ebenfalls Vordenker bei den schweizer Rassenhygienikern. Sein ärztliches Volontariat absolvierte er 1931 in einer zürcher Klinik, weil er hier nach eigener Angabe auf eine «sozialpsychiatrische und eugenische Grundeinstellung» (S.118) rechnen konnte. Der massenhafte Mord an Behinderten und Fahrenden unter dem Nationalsozialismus bezog die wichtigen theoretischen Vorgaben aus der Schweiz.

Die Mittel zur Umsetzung der eugenischen Zielsetzungen waren in der Schweiz das Eheverbot, Sterilisationen und Kastrationen. Zum ersten Mal in Europa gesetzlich erlaubt wurde die Zwangssterilisation von «Geisteskranken« 1928 im Kanton Waadt. In Zürich bedurfte es der Zusage der Betroffenen für den Eingriff. Um diese sicherer zu erlangen, war das schweizerische Eheverbot für «Geisteskranke« durch ein kantonales Konkubinatsverbot ergänzt worden. Die Behörden liessen auf diese Bestimmungen gestützt ein Zusammenleben nur dann zu, wenn der als erbkrank stigmatisierte Teil des Liebespaars sich sterilisieren liess. Ebenfalls eine Zwangslage wurde dadurch geschaffen, dass Beamte und Ärzte im Fall der Ablehnung der Sterilisation lebenslange Anstaltseinsperrung in Aussicht stellten. Eine unbestimmte Zahl von Menschen, wahrscheinlich Tausende, in der grossen Mehrzahl Frauen, wurden in solche Zwangslagen versetzt und sterilisiert.

Eine Stärke von Huonkers Buch sind die Beschreibungen der Einzelschicksale von Personen, die dem eugenischen Zwangsapparat ausgeliefert waren. Schwach sind hingegen die Versuche des Autors, die Geschichte der staatlich geförderten Eugenik in den Zusammenhang der aktuellen gesellschaftlichen Praxis zu stellen. Anders als Huonkers Auffassung nahelegt, bedeutet die erfolgte Redimensionierung des staatlichen Rüstzeugs zur Ausschaltung nicht optimal verwertbaren, menschlichen Lebens nicht, dass solche Ausschaltung heute weniger wirksam wäre. Mit der pränatalen Diagnostik und der «aktiven Sterbehilfe« wird die Entscheidung über «wertes oder unwertes Leben« nur noch direkter den Individuen überantwortet. Dass die Gesellschaft überhaupt so sehr wie auf eine solche Unterscheidung auf die entsprechende Entscheidung drängt, dass die Sozialkassen sich «vermeidbaren Kosten» gegenüber immer mehr verschliessen, dass sich die schweizer Bevölkerung am 15. Mai dieses Jahres per Abstimmung offen und grossmehrheitlich für die Diskriminierung von Behinderten ausgesprochen hat, all dies ist Anzeichen und Beleg für das Fortbestehen des Zwangs. Vor die Entscheidung und die materiellen und moralischen Konsequenzen gestellt, muss die Zwangslage heute für die meisten so schwer sein wie für die Opfer der schweizerischen Eugenik, denen die Einwilligung in ihre eigene Sterilisation abgepresst wurde. Dem scheinbar höheren Grad an Freiwilligkeit bei den modernen Ausschaltungsmethoden entspricht ein steigender gesellschaftlicher Druck zur Verhinderung und Beendigung von nicht hundert Prozent funktionstüchtigem Leben.

Huonkers zurückhaltendes Urteil über aktuelle Entwicklungen entäuscht. Nur noch zum Grausen ist Monika Stockers Vorwort. Die grüne zürcher Stadträtin ergreift die Gelegenheit, der Notwendigkeit von Zwangsmassnahmen im Fürsorgebereich das Wort zu reden. Dementsprechend erscheinen ihr die behördlichen und psychiatrischen Übergriffe des letzten Jahrhunderts bloss «aus heutiger Sicht» als verwerflich. Ob ihr wohl entgangen ist, dass Huonker im Buch auf die zeitgenössische Kritik an Eugenik und Zwangspsychiatrie hinweist? Offenbar ist ihr noch viel mehr entgangen. Einfach so dahergefloskelt ist der Satz: «Ich persönlich entschuldige mich bei den Opfern der Vergangenheit, bei ihren Kindern und Kindeskindern für das Unrecht, das ihnen angetan wurde.» (S.13) Es macht die Entschuldigung zur höhnischen Farce, wenn die Vorsteherin des Sozialdepartements diese nicht als Amtsträgerin sondern bloss «persönlich» ausspricht. Gewiss hat Frau Stocker als eine Amtsträgerin, die ständig neue Zwangsmassnahmen austüftelt (zuletzt schlug sie unbezahlten Arbeitszwang für Flüchtlinge vor), für die Lektüre des Buchs einfach nicht die nötige Zeit gefunden. Zumindest den dreizeiligen Untertitel hätte sie sich trotzdem ansehen können. Dann wäre ihr vielleicht aufgefallen, wie zynisch es ist, sich im Zusammenhang mit Opfern von Kastration und Sterilisation bei «Kindern und Kindeskindern» zu entschuldigen. ■

Thomas Huonker; Diagnose: «moralisch defekt». Kastration, Sterilisation und Rassenhygiene im Dienst der Schweizer Sozialpolitik und Psychiatrie 1890-1970; Orell Füssli Verlag AG; Zürich, 2003.

Reaktionäre Psychologie

Bert Hellingers Familientherapie ist im Trend. Seine Methoden sind nicht nur unseriös. Die patriarchalen und hierarchischen Theorien Hellingers weisen Affinitäten zum faschistischen Weltbild auf. Dies zeigt eine neue Studie von Colin Goldner.

von Christoph Horst

Die wenigsten Esoteriker und Klienten von Psychogurus werden ihre Szene und die Nähe dieser Szene zum rechten Rand so umfassend über schauen wie ihr Kritiker Colin Goldner vom «Forum Kritische Psychologie» in München. Goldner, der zuletzt eine kritische Studie über den Dalai Lama, Zugpferd der esoterischen Bewegung in Deutschland, vorgelegt und mit «Die Psychoszene» ein Standardwerk zu unseriösen Therapieangeboten verfasst hat, befasst sich in seinen Arbeiten mit den verschiedensten Aspekten des Angriffs auf die Vernunft durch Esoterik. Anfang 2003 erschien im Ueberreuter-Verlag in Wien das von ihm herausgegebene und zu großen Teilen auch selbst geschriebene Buch «Der Wille zum Schicksal» über den Star in der Szene unseriöser Therapieangebote: Bert Hellinger, ehemaliger Mönch und Missionar, der inzwischen als selbsternannter Therapeut arbeitet.

Hellingers Methode der Familientherapie ist simpel und gerade deshalb für Esoteriker, die sich durch eine gewisse Unfähigkeit auszeichnen, komplexe soziale Zusammenhänge zu durchschauen, attraktiv: Er stellt Konflikte mit Menschen nach und wartet dann auf eine *Eingebung*, die ihm zeigt, wie das Problem zu lösen ist. Dies alles praktiziert er vor gut zahlendem Publikum als Showtherapie: Es werden Personen mit psychischen Problemen auf die Bühne geholt, von denen Hellinger nichts weiß; er kennt die Entstehung ihrer Krankheit oder eines Konflikts nicht. In der seriösen Psychotherapie hingegen ist die Anamnese Grundlage für eine gelungene Hilfe. Als sich 1997 eine Frau nach einem Familienaufstellen Hellingers umbrachte – als sie den Saal verliess, rief Hellinger ihr noch hinterher: «Die Frau geht, die kann keiner mehr aufhalten (...) Das kann auch Sterben bedeuten» – wurde Hellinger gefragt, ob er nicht gemerkt habe, dass die Frau psychisch labil war. Hellinger fragte zurück, wie dies möglich gewesen sein soll, da er die Frau ja nur drei Minuten lang gekannt habe. Nicht nur versucht Hellinger nicht, seine Patienten kennen zu lernen, auch hält er eine Nachbereitung seiner Fälle für überflüssig. Zwar stößt er oftmals in Tiefen der Psyche vor und wühlt seine Klienten innerlich auf, lässt sie dann aber nach der Aufstellung wieder ins Publikum zurück gehen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, also den Fall seriös abzuschließen und nachzubereiten. Der Vorwurf, Hellingers Therapieverständnis sei unwissenschaftlich, trifft ihn nicht, denn er hat – wie alle Irrationalisten – nicht den Anspruch, wissenschaftlich zu arbeiten.

zvg

Des Meisters Show

Hellingers Verständnis von Familie liegt zugrunde, dass eine natürliche, hierarchische Ordnung die familiäre Konstellation bedingt und jede Abweichung eine Krankheitsentstehung fördert. In Hellingers Familienbild gibt es reaktionäre Anachronismen wie das Erstgeburtsrecht, die Verteufelung der Homosexualität und die zentrale Machtstellung des Mannes, der sich Frau und Kinder unterzuordnen haben. Eine natürlich-schicksalhafte Ordnung sieht Hellinger auch in historischen Prozessen. Ganz besonders skandalös sind dabei seine Vorstellungen über den Holocaust: Er fordert, dass die überlebenden Opfer, deren geplante Ermordung ihr selbstgewähltes Schicksal sei, sich mit den faschistischen Tätern versöhnen sollen. Den deutschen Faschismus verharmlost er: «Es ist aber so, dass Errungenschaften und Freiheiten, die wir jetzt haben, ohne diese schlimmen Erfahrungen nicht denkbar wären. Ich sehe das alles in einem größeren Zusammenhang.» So geraten auch seine Familientherapien zu antisemitischen Shows: Er forderte eine Frau auf, ihrem Mann zu sagen, sie würdige es, dass er sie geheiratet habe, obwohl sie eine Jüdin sei. Die Aufarbeitung des Faschismus durch die nachgeborenen Generationen verurteilt er mit den Worten: «Das ist alles gegen die Ordnung. Das geht Kinder nichts an. Die Schuld der Eltern geht Kinder nichts an.»

Goldner hat insgesamt 19 Fachleute in seinem Band versammelt, die verschiedene Aspekte der Familienaufstellungen und der Person Bert Hellingers beleuchten. Unter ihnen Ingo Heinemann, Jurist und Betreiber der über Sekten aufklärenden Homepage agpf.de, der Filmemacher und Autor Petrus van der Let, der u.a. zu okkulten Ursprüngen des Nationalsozialismus publiziert und Beate Lakotta, die mit einem kritischen Artikel im «Spiegel» eine Diskussion um Hellinger ausgelöst hatte. Wenn es auch streckenweise zu Wiederholungen kommt, deckt das Buch verschiedene Aspekte des Hellingerschen Wirkens ab, juristische ebenso wie psychologische. Das zutiefst reaktionäre Weltbild, auf dem Hellingers Ansichten von der Familie aufbauen, wird ebenso kritisiert wie seine vielen Anhänger, die sich therapeutisch betätigen, ohne eine psychologische Ausbildung durchlaufen zu haben. Auch Hellinger selber hat im Uebrigen keinen akademischen Abschluss im Bereich der Psychologie.

Anhand verschiedener Beispiele wird in Goldners Buch nicht nur gezeigt, dass die Person Bert Hellinger und seine Praktiken einen Angriff auf Vernunft und Aufklärung darstellen, sondern es werden einmal mehr auch generell strukturelle Affinitäten von Faschismus und Esoterik deutlich. ■

Goldner, Colin (Hrsg.), Der Wille zum Schicksal. Die Heilslehre des Bert Hellinger, Wien 2003.

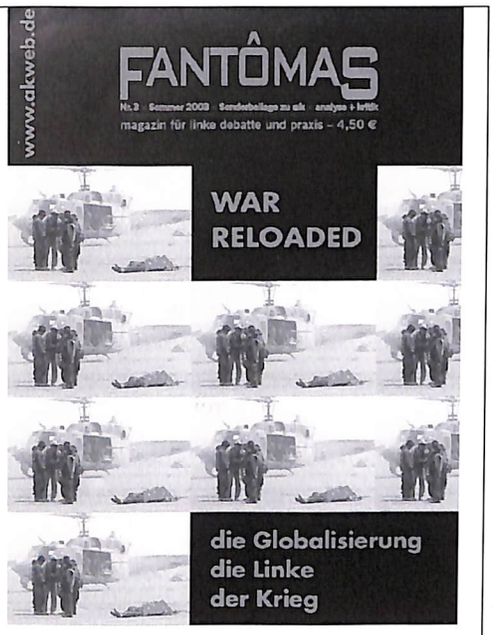
Verrisse +++ Verrisse +++ Verrisse +++ Verrisse +

Der Enthüllungsjounalismus der «Weltwoche» leistet immer wieder Erstaunliches. Nachdem zu Beginn dieses Jahres entdeckt wurde, dass Che Guevara gar kein richtiger Revolutionär und Popstar, sondern ein «starrer Kommunist» war, widmet die Weltwoche vom 22. Mai eine ganze Zeitungsspalte der Erkenntnis, dass Michel Friedmann ein – Jude ist. Christian Kämmerling, der gnadenlose Enthüller, gerät ob dieser seiner Erkenntnis ins Zittern. Schliesslich sei Friedman «ein Mensch, gegen den man durchaus Aversionen haben kann. Weil er Jude ist? Um Himmels Willen, nein. Obwohl er Jude ist? Nein, auch nicht. [...]» Und so schwafelt sich Herr Kämmerling immer tiefer in den Morast seiner dümmlich-hilflosen Ironie, die jedes Wort, das über diesen «unerträglich eitlen, selbstgerechten, impertinenten Moderator, der es einem nicht leicht» macht, «auf die Goldwaage gelegt» sieht. Wir jedenfalls sind froh, dass es uns Herrn Kämmerling so leicht macht, ihn seiner antisemitischen Gehirnzwickmühle zu überlassen, und dass auch das Warten auf neue Enthüllungen der Weltwoche uns von Ausgabe zu Ausgabe leichter wird.

Rund um Evian wurde weniger gegen den G8-Gipfel als vielmehr gegen die USA und gegen Israel demonstriert. Um ihre Klientel darauf einzustimmen, dass die Proteste sich gegen einen desinteressierten Präsidenten auf der Durchreise und gegen einen Staat, der am Gipfel nicht teilnimmt, richten werden, veranstaltete die «Bewegung für den Sozialismus» (BfS) einige vorbereitende Workshops in Lausanne. Schon die Einladung dazu ist ein Musterbeispiel für politischen Obskurantismus: «Wir spüren alle, dass der Angriff auf den Irak in verschiedener Hinsicht etwas Neues darstellt. Jedenfalls rückt er Prozesse ans Tageslicht, die im Entstehen begriffen sind und lange Zeit im Verborgenen blieben. Mit der Neuheit dieses Krieg [sic] beginnt eine neue Phase der Gegenwart.» Wie könnten wir anders als schlicht und ergreifend «spüren», dass es sich um etwas ganz Neues handeln muss, wenn es plötzlich verschiedene Phasen der Gegenwart gibt? Eine Vor- oder Nachgegenwart? Eine Zwischengegenwart? Eine Übergegenwart? Ein Anhaltspunkt dafür, in welchen Sphären der Bewegungssozialismus mittlerweile angelangt ist, findet sich weiter unten im Text: «In diesem Geist wollen wir uns mit einigen bedeutenden Kämpfen in mehreren Ländern beschäftigen und darüber diskutieren, wie eine Perspektive für ein 'Europa der Lohnabhängigen' formuliert werden kann.» Normalsterbliche würden mit einer Perspektive etwas Zukünftiges in Verbindung bringen. Nicht so der allgewaltige Bewegungssozialismus. Er propagiert etwas, das bereits Tatsache und alltägliche Gegenwart ist: das «Europa der Lohnabhängigen». Wer so krud Gegenwart und Zukunft vermischt, wer so fatalistisch dem Bewegungsgesetz der Massen hinterherorakelt, den hat das Ende der Geschichte längst eingeholt. Keine Wahrsagertricks bräuchte es indessen zur Einsicht, dass die BfS mit ihrem Europachauvinismus und ihrem für einmal ganz unverhüllten Drang zur Perpetuierung des Lohnverhältnisses dem kapitalistischen Grosseuropa gerade die Waffen für seine Kriege um die Vorherrschaft schmiedet.

Wer den 1. Mai in Zürich kennt, der weiss um seine Parallelen zum absurden Theater Bescheid. Während bisher das Handlungsgeflecht von Organisatoren (1.-Mai-Komitee), Regierung, Polizei und Militanten für die grotesken Akzente gesorgt hatte, so wurde dieses Jahr alles übertroffen vom in Grossauflage gedruckten Mobilisierungsflugblatt des 1.-Mai-Komitees. Die Aufführung konnte an die Tragödie der geschriebenen Vorlage unmöglich heranreichen. Es fängt schon an beim Spannungsaufbau, der natürlich nicht ohne einen Helden auskommt: «Es ist das Menetekel der neuen Weltordnung, das die Bilder aus Bagdad in die Welt hinausträgt: Wer nicht vor den Konzernen und ihren Staathaltern pariert, wird weggefegt.» Auf den ersten Blick der übliche antiimperialistische Mist, der die mörderische Diktatur zu einer der letzten Bastionen des Widerstands hochjubelt. Aber was soll dieser Neologismus? Staathalter...die Konzerne und ihre Staathalter? Ein ganz unbekannter Protagonist betritt die Bühne. Verfügen die Konzerne etwa über Abgesandte, die den Staat an der Leine führen wie der Hundehalter seinen bissigen Köter? Wäre es dann nicht fast positiv, dass die Konzerne solche «Staathalter» einsetzten, damit das Tier nicht wie wildgeworden alles zerreisst, was ihm unter die Schnauze kommt? Oder ist mit den «Staathaltern» eher etwas gemeint, das in der Art von Büstenhaltern einem Inhalt eine Form gibt, so dass also die Konzerne die Form der Staaten bestimmten? Wäre es dann nicht auch eher zu begrüssen, diese Konzerne entschieden sich, dem Staat das Modell Demokratie statt das der Diktatur anzulegen? Fragen über Fragen, die das Flugblatt, wie üblich beim absurden Theater, nicht beantwortet. Weitere Fragen, und zwar die richtigen, tauchen dann beim Finale auf: «Die Antiglobalisierungsbewegung und die riesigen Friedensdemonstrationen haben zwar die Herren, die ihre neue Kriegsordnung durchsetzen wollen, noch nicht stoppen können. Aber sie haben unsere Köpfe frei gemacht, damit wir die Fragen wieder richtig stellen. Die Suppe, die die Neoliberalen für uns angerichtet haben, essen wir nicht. Wenn Krieg die Antwort ist, wird Widerstand zur Pflicht.» Die Sätze wären beliebig zu vertauschen, aber lassen wir das. Denn Widerstand ist jetzt Pflicht. Beiläufige Ausbeutung, fortlaufende Entrechtung und systematische Folter mögen noch durchgehen, aber wenn Krieg die Antwort (etwa auf die richtigen Fragen die treffende Antwort?) ist, ist Widerstand Pflicht. Mit anderen Worten: Die Irakis haben ihre Pflicht, das Baath-Regime gegen die Invasoren zu verteidigen, schlecht erfüllt, während wir hier zum grossen Ärger der Neoliberalen den Hungerstreik durchziehen und die Suppe stehen lassen. Auf einmal ist jetzt nämlich auch der Widerstand eine Pflicht, und die Antiglobalen und die riesige Pazifistenbande haben unsere Köpfe frei gemacht und bis in die hinterste Ecke leer gefegt, und wenn es uns so ergeht wie ihnen, so wird auch ein für allemal nichts mehr drin sein.

Hanni Trudler stellvertretend für ihren schwerkranken Mann Gerhard



Themen: Friedensbewegte Frontlinien
Kriege am Beginn des 21. Jahrhunderts
Schurkenstaaten und gefährliche Klassen
Systematische sexuelle Gewalt in Kriegen
Der Irakkrieg und die Debatte um Empire

Preis: 4,50 € + Porto (per Rechnung)
oder 5 € Schein beilegen
(Fantômas ist im ak-Abo enthalten)
Bestellungen an: fantomas@akweb.de
ak, Rombergstr. 10 · 20255 Hamburg
Tel.: 040-40170174 · Fax: 40170175

ROSA - die Zeitschrift
für Geschlechterforschung

ROSA 26 aktuell:

Migration

Leben im Iran
Grenzerfahrungen
Eine Italo-Amerikanerin erinnert sich
Hatschepsut - der weibliche König

Zu beziehen unter:
rosa@access.unizh.ch

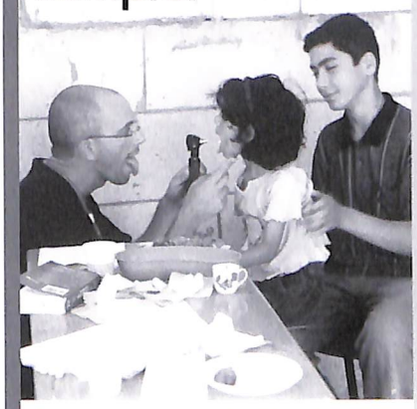
www.risse.info

Gegen den Kahlschlag im Service Public

Die starke Gewerkschaft im öffentlichen Dienst

vpod zürich

Menschenrechts-kämpfer



Wir engagieren uns für das Menschenrecht auf Gesundheit – dafür, dass die Menschen in den Ländern des Südens Zugang zu einer medizinischen Grundversorgung erhalten. Dazu brauchen wir Ihre Unterstützung:
PC 80-7869-1

Projekte in Cuba, El Salvador, Nicaragua, Guatemala, Eritrea, Palästina, Vietnam

medico international schweiz
Centrale Sanitaire Suisse, CSS Zürich

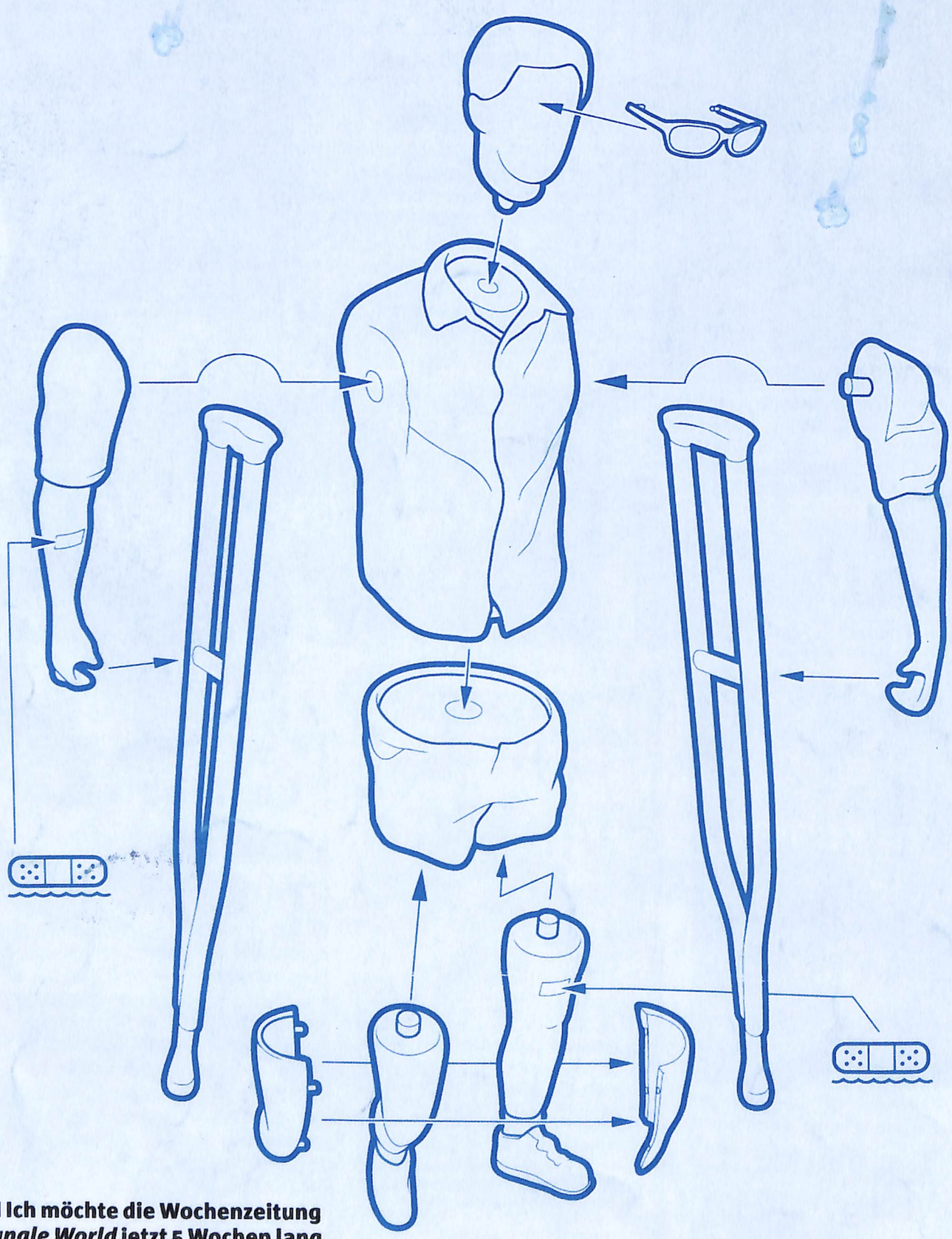
Postfach 1816, 8031 Zürich, Tel. 01 273 15 55,
www.medicointernational.ch

Flyer Elektrobikes: lautlos, rauchlos, mühelos

VELOFIX

Velofix AG
Birmensdorferstr. 126
CH-8003 Zürich
Telefon 01 463 13 03
www.velofix.ch

Jungle World | Die linke Wochenzeitung



Probe-Abo

☐ **Ich möchte die Wochenzeitung *Jungle World* jetzt 5 Wochen lang für nur 10 Euro testen.**

Das Abo verlängert sich nicht automatisch.
Einen Zehneuroschein oder einen Scheck habe ich beigelegt.

name | vorname

straße, nr. | plz, ort

risse

Jungle World · Bergmannstr. 68 · D-10961 Berlin

JUNGLE-WORD.COM